Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Eine deutsche Militärstation im Innern Afrikas

Hildebrandt, Franz

Wolfenbüttel, 1905

urn:nbn:de:gbv:46:1-15362

4
10

h

8

Ch 58

enthält

2 Kopien von

Anfang

34c3429

Wienja.

Eine
deutsche Militärstation
im
Inneren Afrikas.

Von

Dr. med. Hildebrandt.

[F.]

Heckners Verlag, Wolfenbüttel.

1905

12/783

34c3429

Sr. Königlichen Hoheit
dem Prinzen Adalbert von Preußen

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

Prinz Adalbert von Preußen.

1811 11 11 11 11 11

Vorwort.

Eine deutsche Militärstation im Innern Afrikas — welche Vorstellungen von ödem, eintönigem Dienst, von Untätigkeit und Langeweile in der dienstfreien Zeit mischen sich für manchen in das Bild einer solchen Station! — In meiner alten Studentenbude hing ein kleines Aquarell, das der Sohn meiner Wirtin — „selbst mit der Hand gemalt“ hatte. Es stellte dar: Eine gelbe Sandwüste, ein Schilderhaus und einen Wegweiser mit der Aufschrift: Nach Kamerun. Ob dieses Bild daran schuld war, daß ich mir früher bei der Vorstellung einer Militärstation immer etwas recht Trostloses dachte? Wie schön ist dagegen das Panorama von Muanza, das ich Herrn Seidel verdanke! Wie schön ist das Leben und Wirken — doch das will ich ja im vorliegenden Buche sagen. Nur einen Wunsch möchte ich noch aussprechen: Wenn doch jeder, der das Büchlein liest, die Überzeugung bekäme, daß unsre Generation in Kolonialländern säet und säen muß; der Boden ist ja überreich und wird Frucht tragen zu seiner Zeit. Laßt uns nur erst die Saat bestellen.

Inhalt

1. Kapitel: Station Muanza	Seite 1
2. " Lebensweise auf der Station	" 10
3. " Stationsdienst und Kulturarbeit	" 17
4. " Handel	" 31
5. " Schiffahrt und Post	" 39
6. " Regierung und Eingeborene	" 44
7. " Gerichtsbarkeit	" 53
8. " Hüttensteuer	" 61
9. " Eine kriegerische Expedition	" 64
10. " Eine Seereise nach Bufoba	" 72

Station Mpapua, an der großen Handelsstraße gelegen.

Kapitel 1.

Station Muanza.

Der längste Krieger.

Wer sich ein lebendiges Bild von dem Leben in unserer Kolonie machen will, der denke sich in Deutschland zurückversetzt um 1800 Jahre. Er vergleiche die herrliche Straße des Rheins und ihre stolzen Römerkastelle Mainz, Trier, Köln mit der Küste des indischen Ozeans und den Küstenstädten Tanga, Dar-es-Salaam, Kilwa. Er denke sich an den schnurgeraden Römerstraßen im deutschen Urwald bei den Sueven burgähnliche, starkbesetzte Stationen und dazwischen, bis in die gefährdetsten aufständischen Gegenden vorgeschoben, kleine Posten. Ganz ähnlich ist die Verteilung der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika auf Stationen, Offiziers-, Unteroffiziers- und Askariposten.*) Die römischen Offiziere hatten Söldner aus allen

möglichen kriegerischen Stämmen zur Verfügung, wie wir die Sudanesen, Manjema, Abessinier, Zulu.

*) Askarisoldat.

Von den Stationen aus wird das Land in friedlichen Zeiten allmählich einer höheren Kultur entgegengeführt, indem als Wichtigstes vorerst Recht und Gesetz in Anwendung gebracht werden und eine Besteuerung in schonendster Weise eingeführt wird. Das Land wird bereist, wenn Straf- und Expeditionen nötig werden, größere kriegerische Expeditionen werden unternommen, wenn Aufstände drohen, und wie die römischen Feldherren vordrangen in unerforschte Gegenden, so werden auch in Afrika immer mehr Gebiete aufgeschlossen, von denen man bisher wenig Kenntnis hatte.

In Deutsch-Ostafrika beherrschen wir mit einer Schutztruppe in der Stärke eines Regiments ein Gebiet, das fast doppelt so groß ist als Deutschland. Im allgemeinen ist jede Station mit einer Kompagnie besetzt. Die Europäer der Schutztruppe werden so verteilt, daß auf jeder Station gewöhnlich ein Offizier, ein Arzt, ein Zahlmeister sind, ferner zwei Unteroffiziere und ein Sanitätsunteroffizier. Zur Kompagnie gehören gewöhnlich noch ein Leutnant und ein oder zwei Unteroffiziere, die aber in den meisten Fällen auf einem detachierten Posten Verwendung finden.

Die Stationen sind nach ihrer Lage und Bauart für Verteidigungszwecke eingerichtet, sie sind mit Bastionen und Mauern umgürtet, darin sind Schießscharten und Zinnen eingelassen, so daß man den Eindruck eines Forts oder einer mittelalterlichen Burg gewinnt. 3,7 cm-Schnellladefanonen und Maximgeschütze drohen von den Bastionen her.

Einige Stationen sind von europäischen Baumeistern mit Hilfe geübter farbiger Handwerker fest und gesund ausgebaut, wie Kilimatinde*); andere, darunter das näher zu schildernde Muanza oder Mpapua, sind unter Aufsicht von Offizieren oder Unteroffizieren mit den dürftigsten Mitteln von eigens dazu angelernten Askari aufgeführt und weisen bauliche und hygienische Mängel der verschiedensten Art auf.

An der altberühmten Straße nach Tabora, der Empore des innerafrikanischen Handels, ist nun überall der zivilisierende Einfluß des regen Verkehrs zu merken. Im Muanzabezirk hingegen sind die Zustände noch urwüchsig. Die Eingeborenen tragen stets Waffen, ihre Kleidung besteht vorzugsweise aus Fellen. Die Leute sind scheu und ziehen sich bei Annäherung eines Europäers am liebsten zurück.

Als ich im Jahre 1898 von Daresalaam nach Muanza marschierte, um dort meinen Dienst als Stationsarzt anzutreten, erweckte mir dieser

*) Abbildung s. Seite 53.

Kontrast gegen die halbe Zivilisation an der großen Handelsstraße und auch noch in ganz Unyamwasi den Eindruck, als beginne in Ufukuma erst das eigentliche wilde Innereafrika. Zwei Tage vor der Ankunft in Muanza waren dann die ersten Anzeichen der Wirksamkeit einer Station zu bemerken; wir betraten nach einem größeren Abstecher wieder die Straße Muanza—Tabora und trafen zwei Askari, die beim Wegbau beschäftigt waren, bald darauf begegneten uns einige Leute, von denen einer mit roter Schärpe geschmückt war, sie meldeten sich und zeigten

Ein Ausblick auf Muanza.

schwarzweißrote Zettel vor, auf denen zu lesen stand, daß der Ratifiro Mapuli dem Sultan von Urima den Befehl bringen solle, einen Chenji mit der Bezahlung von so und so viel Ziegen zu bestrafen.

Die Überbringer dieses „Schauszettels“ wiesen sich demnach als Gerichtsboten aus. Sie waren mit Karabiner M. 71 bewaffnet.

Das letzte Lager errichteten wir bei der Viehboma der Station. Ein Askari führte dort die Aufsicht. Viehliebende Watussi trieben 100 Rinder und 300 Ziegen auf die Weide. Im Regen marschierten wir endlich nach dreimonatlicher Karawanenreise auf Muanza zu. Ruinen von Bruchsteinen und roten Luftziegeln lagen am Wege. Es war die

frühere, von Langheld erbaute Station. Bäume, Aloe und andere Dauergewächse deuteten auf ehemalige gärtnerische Tätigkeit von Europäern hin. Das Bild dieser früheren Station ist in Baumanns Werk über seine Massai-Expedition zu finden.

Nach zehn Minuten zeigten die Begleit-Askari zwischen Büschen hindurch einige graue Stellen in der Ferne, das seien die Häuser der jetzigen Station. An einer Wegkrümmung verschwand wieder alles und die aufs höchste gespannte Erwartung wurde erst befriedigt, nachdem

Der Eingang zur Station Nuanza.

auf der gutgepflegten Straße, die gerade durch das regelmäßig gebaute Askaridorf mit seinen Rundhütten und Ficus-Alleen führt, die Station selbst erreicht war.

Links lag ein Häuschen auf hohem Sockel mit einem Dach, das nach hinten schmal, vorn breit war. Ein Unteroffizier kam heraus. Nach kurzer Begrüßung hatte er eben Zeit mir zu sagen, daß der Stationschef aus der Boma trete. Einfache Meldung und Begrüßung, dann betraten wir, am Posten und der großen Trommel vorbei, den Stationshof. Ein prächtiger dunkelgrüner Baumgarten überrascht den Blick aufs angenehmste. Als ich von draußen sehr neugierig aber flüchtig den Eindruck der Station gemustert hatte, war mein erster

Gedanke: Ländlich! Schön nicht, aber innerafrikanisch primitiv, weit mehr als alle anderen Stationen.

Wir betraten die Messe, die in der Mitte des zur Linken erbauten Offiziershauses liegt; eine Treppe von schlechten Brettern führt auf die breite Baraza*), von der aus man in die Zimmer eintritt.

Ein Willkommtrunk war gleich bereit. Das Frühstück stand auf dem Tisch. Man brauchte nur zuzugreifen. Es ging nicht ärmlich zu. Nun fing das Fragen an. Wer ist jetzt an der Küste? Wer ist auf

Der Arzt im Stationshof; im Hintergrunde die Offiziersmesse.

den Stationen? Wo ist der Gouverneur, wo Major von Nazmer und Dr. Becker? Wo ist die Offiziersmesse in Daresfalaam? Wie sind Sie marschirt? Waren Sie krank? Was haben Sie geschossen? Wie sind die Wege? Dann die Gesamtfrage: Was gibt es sonst Neues?

Während des Antrittsexamens hatten sich der Arzt, der Zahlmeister und ein Bergassessor eingestellt.

Essend, trinkend, schwäzend ließen wir den Nachmittag herankommen. Dann fuhren der Doktor und ich auf den See hinaus und schossen auf Krokodile und Vögel.

*) Baraza (spr. Baráza) = Vorhalle oder gedeckte Veranda.

Von den ersten Tagen ist nicht viel zu sagen, als höchstens, daß die Station besichtigt wurde. Sie bildet ein Quadrat von 60 m Seitenlänge, rechts vom Eingang liegt eine lange, langweilige Tembe*), die von Stokes übernommen wurde. Darin befinden sich die Posträume und Magazine. Auf der anderen Seite des Tores ist eine Bastion, die damals einem Althandel sehr ähnlich sah, es hingen da ein Faltboot, eiserne Traggestelle für Esel, Tragetaschen, Rinderfelle, Stricke, alte Schuhe und dergleichen unter dem Wellblechdach, in der Durchsicht für den Ankömmling ein wüster Anblick.

Im Erdgeschoß der Bastion ist der Arrest. Dann kommt links eine offene Halle für die Wache und daneben der Kassenraum mit Rupiekisten**) und Elfenbein. Daran schließt sich in der Richtung der linken Seitenfront ein großer Steinsockel auf dem das Offiziershaus steht.

Im ersten Zimmer wohnte der Stationschef, im zweiten der Arzt, dann kam die Messe und zuletzt das Zimmer des Zahlmeisters. Jetzt sind noch zwei Zimmer angebaut, von denen das äußerste Zahlmeisterbureau geworden ist. Rund herum läuft eine Baraza mit tief herabreichendem Dach. Die Umfassungsmauer reicht $1\frac{1}{2}$ m über den Sockel. Die hintere Front der Station ist dem See zugewendet; hier liegt die Küche und rechts vom Ausgang eine Tembe, welche den Handwerksraum, das damalige Schwarzenlazarett und die Munitionskammer enthielt. An der Ecke steht eine zweite Bastion. Die vierte Seite ist von einem damals im Bau begriffenen Unteroffiziershaus eingenommen, das sich von dem Offiziershaus kaum unterscheidet. Inmitten des von diesen Gebäuden eingeschlossenen Raumes steht ein Rundbau mit spitzem Strohdach, das Kompagniebureau; es ist von Grasplätzen und jungen Mangobäumen***) umgeben und macht auf diese Weise eine hübsche Gartenpartie aus. Von der Hintertür führt eine Allee hoher Eucalypten und Mapera†) zum See. Rechts liegt der Garten, ein großes Stück Land, das nur zum geringsten Teil bebaut ist, und durch Trockenlegung des Strandes immer noch größer wird. Ein fauler Flußlauf zieht mitten hindurch; er kommt aus dem Löwental. Nach dem Festland zu ist Muanza von bewaldeten Bergen umgeben. Der See bildet einen großen

*) Tembe = flachgedecktes, niedriges Gebäude, die genauere Beschreibung der Bauart folgt später.

**) Rupie = Silbermünze indischer Währung.

***) Mango = dichtbelaubter Baum, der saftige große Früchte trägt.

†) Mapera = Laubbaum mit birnenähnlichen wohlschmeckenden Früchten.

Hafen. Am Strande fällt eine prächtige Felspartie mit sehr großen Bäumen auf, der Bismarckplatz. Daneben liegt die Niederlassung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die neu errichtet wurde. Dahinter folgen felsige Berge, die früher Insel waren, als noch die Stelle, wo Muanza liegt, unter Wasser war. Auf der anderen Seite der Station hat sich die Firma Köther und Sirdorf niedergelassen. Am Wege dahin ist das Bahariadorf (Bootsleute) angelegt; es reicht bis zum Fluß. Diesseits desselben liegt das Katikirodorf (Gerichtsboten) und zu beiden Seiten der Barrabarra (Hauptstraße) das Askaridorf. Vor dem Löwental und

Blick auf die Station und das Askaridorf.

weit in die anderen Täler hinein haben in den letzten Jahren zahlreiche Neubesiedelungen stattgefunden, ebenso zwischen der Barrabarra (große Handelsstraße nach Tabora) und dem See.

Am Eingang ins Askaridorf steht ein Bergkegel, auf dem man auffälligerweise eine Flagge entdeckt. Diese ist Gegenstand der ersten Geschichte, die einem in Muanza erzählt wird. Leutnant S. und Zahlmeisteraspirant G. haben eines Tages die Fahne errichtet. Bald darauf ist der Hauptmann, Leutnant, Arzt und Unteroffizier mit fast allen Askari zur Aufschließung des Ostufers abgerückt, nur der Zahlmeister blieb auf der Station, und plötzlich fing in Muanza alles an unsicher zu werden. Weiber wurden unbändig, Männer gehorchten nicht und es geriet alles ins Wanken, als es im Askaridorf jede zweite Nacht brannte.

Bei dem abergläubischen Volk ging die Rede, in dem Berg am Dorf wohne ein Geist, der sei durch die Besteigung des Berges von seiten der beiden Weißen und durch das Errichten der Flagge erzürnt und blase Feuer in die Häuser. Ein Zauberer verbreitete das Gerücht, um sein sinkendes Ansehen zu heben. Mit vieler List wurde er entlarvt und vor der Station auf dem Exerzierplatz an einen Baum gehängt. Es hat nicht mehr gebrannt.

Das Schönste in Muanza ist der herrliche See, eine tiefblaue, gewaltige Wasserfläche mit ungezählten, malerischen Felseninseln und

Eine Bucht bei Muanza.

Klippen, mit Buchten, die allein für sich große Seen darstellen und wiederum vielfach gegliederte Ufer aufweisen. Höchst groteske Felsgruppen von wild zusammen gehäuftten Granitblöcken ragen am Ufer entlang aus dem kristallklaren Wasser auf. Brausend und schäumend rast die Brandung, daß die Sinne sich verwirren bei dem nie rastenden Wechsel der Bilder und dem betäubendem Getöse. Dicht daneben ist das Wasser in einer Bucht eingeschlossen, es ruht spiegelglatt im blendenden Sonnenschein, sandiges Ufer ladet zum Landen, dichtbelaubte Bäume umrahmen kühlshattend das Idyll. Dann folgen mächtige, schroffe Felswände, die unvermittelt hoch emporragen und so reiht die Natur ihre Bilder mit unerschöpflicher Erfindungskraft aneinander.

Von der gewaltigen Größe des Sees kann man sich nur schwer einen Begriff machen. Der Nyanza ist so groß wie das Königreich Bayern. Ein solcher Vergleich zwischen einer Wasser- und einer Landfläche ist nicht gerade anschaulich. Besser ist schon die Vorstellung, die man sich aus der Fahrtdauer von Schiffen bilden kann. Man fährt von Muanza bis Bukoba 8—12 Tage, nach Uganda, am gegenüberliegenden Ufer, 20 Tage, nach Schirati 6 Tage. Als ich in Muanza angekommen war und über die weite Wasserfläche hinsah, wurde ich gefragt, wo ich wohl meinte, daß die Insel Ukerewe liege. Es waren in der Ferne einige große Inseln zu erkennen; ich deutete auf die größte, man lachte mich aus und erklärte, daß die Insel Ukerewe erst sichtbar werde, wenn man bei gutem Winde fünf bis sechs Stunden nordwärts gesegelt sei.

Am Ufer des Nyanza.

Parademarsch am Geburtstag des Kaisers.

Kapitel 2.

Lebensweise auf der Station.

Der See liegt dicht vor der Station, man hat stets einen prächtigen Blick auf die weite Wasserfläche, die nahe Kette der pittoresken Klippen und die ferne Kette der in Duft verschwimmenden Inseln. Der Anblick ist um so erhebender, als die Wohnräume diesen Vorzug entbehren. Deren Türen sind in roher Weise aus Brettern zusammengefügt. Die Fenster sind von Negerhänden zusammenge nagelte Rahmen aus schlecht bearbeiteten Latten; statt der Fensterscheiben ist weißer Baumwollstoff darauf ausgespannt, die Wände sind geweißt, die Decke ist aus Knüppelholz hergestellt und wiederum mit weißem Baumwollstoff überspannt. Der Fußboden ist mit Matten belegt. An Möbeln ist nur das Allernotwendigste vorhanden; darunter nimmt das Bett den hauptsächlichsten Platz in Anspruch; entweder ist es die schmale, zerlegbare Expeditionsbettstelle, welche das Gouvernement liefert, oder eine Bettstelle nach Negerart, d. h. auf vier starken Füßen ein Rahmen mit einem Geflecht aus Kokosfaserstricken; dieses federt wie das Stahldrahtgeflecht einer Reformbettstelle. Eine Matratze und ein Kopfkissen sind mit Kokosfasern gestopft und geben ein weiches, kühles Lager. Bettwäsche und zwei Kamelhaardecken liefert das Gouvernement, ebenso Moskitoneze.

Als Tisch wird meist der leichte Expeditionstisch auch im Zimmer aufgestellt. Einen Wienerstuhl oder Holzstuhl bekommt jeder, vielleicht

auch beides; im übrigen benutzt man den langen Klappstuhl und den Klappseffel aus der Expeditionsausrüstung. Der Waschtisch ist aus rohen Brettern gefügt und mit Wachstuch überzogen. Einen Spiegel oder gar einen zerlegbaren Schrank hatten nur der Stationschef und der Arzt in ihren Zimmern. Als Bücherschrank baut man sich eine Anzahl Kastenlisten übereinander und in den eisernen Tropenkoffern bewahrt man wertvollere Gegenstände auf. An den Wänden hängen Gewehre und Jagdmesser. Wer viel auf der Station bleibt, hängt auch wohl als Wandschmuck einige Jagdtrophäen oder Schilde und Speere auf, heftet Bilder aus illustrierten Zeitungen an die Wände, bringt bunte Vorhänge vor den Fenstern an und legt schöne Decken auf den Tisch.

Die Messe ist groß und hoch, mehr bunte als schöne Bilder des Kaiserpaares, Flaggen, Speere, Schilde, Gehörne, Wandkarte und eine kleine Bibliothek nehmen den Wänden ein gut Teil ihrer Kahlheit. Ein Geschirrschrank, ein großer Eßtisch und ein mangelhafterer Anrichtetisch sowie ein halbes Duzend Stühle bilden das Mobiliar. Die Klappstühle sind an die Wände gelehnt. Im ganzen ist der Raum einladend zu nennen.

In der Messe hält man sich während der Freizeit viel auf. Man leistet sich dann gegenseitig Gesellschaft, unterhält sich, bespricht alle Ereignisse, die sich in der Heimat und in der ganzen Welt ereignen. Die gemeinsamen Mahlzeiten sind stets angenehme Stunden.

Man ißt so gut wie man will, d. h. wenn man sich um die Küche kümmert, so kann man ganz vorzügliche Mahlzeiten einnehmen. Wer das nicht tut, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Mitglieder der Messe mit ungenießbaren Speisen von den Köchen mißhandelt werden.

Jeder hält sich einen Koch, sodaß immer mindestens drei Köche im Dienst sind. Es kommt nur darauf an, von diesen stets zur Gleichgültigkeit, Trägheit, Unsauberkeit geneigten Burschen solche Leistungen zu fordern, die nicht den Köchen sondern den Europäern genügen. Die Zutaten zum Essen sind äußerst billig. Die Marktpreise sind folgende:

Rindfleisch 1 Pfd.	4 Pesa = 8 Pfg.
1 Hammel	1 Rupie = 1,40 M.
1 Kalb	3 " = 4,10 "
1 Schaflamm	1/2 " = 0,70 "
1 Huhn	1/8—1/4 Rupie = 16—35 Pfg.
1 Ei	1 Pesa = 2 Pfg.

Bananen, Erdnüsse und andere Früchte kosten wenige Kupferstücke.

Ch 58

Um gute Küche zu haben, muß man den Garten pflegen. Zu jeder Jahreszeit kann man Bohnen, Erbsen, Schoten, Karotten, Kartoffeln, Schnittlauch, Rettig, Radies, Gurken, Kürbis, Petersilie, Zwiebeln, Tomaten, Sellerie, Rotkohl, Wirsingkohl, Kopfsalat, Endiviensalat, Spargel, weiße Rüben, rote Rüben, Kohlrabi frisch im Garten ziehen. Außerdem gibt es Kapstachelbeeren, die roh oder geschmort ganz ähnlich wie Stachelbeeren schmecken. Während des größten Teils des Jahres gibt es Bananen, Papaya, Zitronen, Orangen und im Sommer Ananas und Mangofrüchte.

Markt.

Der Gemüsegarten wird gewöhnlich in der kleinen Regenzeit Oktober bis Dezember oder vor der großen Regenzeit im Februar bis März bestellt. Ich habe jedoch absichtlich zu jeder Jahreszeit gesät und gepflanzt und es ist alles gediehen. Alles was geerntet wurde, war eben so gut, wenn nicht besser, als unsere europäischen Gartenfrüchte, namentlich hatte alles einen kräftigen aromatischen Geschmack. Der Spargel duftete köstlich, er war zart und ungeheuer dick. Man muß nur in der heißen Jahreszeit die Beete der jungen Pflanzen mit Schilfmatten beschatten und fleißig begießen lassen. Da die Arbeitskräfte billig sind, ist dies leicht möglich. Wir haben meist zur Aufsicht und sorgfältigeren Arbeit einen Askari und zwei Gärtner selbst ausgebildet und sonst täglich zehn bis zwanzig Leute im Garten arbeiten lassen.

Außer den Gemüsen haben wir besonders Kartoffeln (europäische Art) und Weizen angebaut, außerdem Baumschulen von Ölpalmen, Casuarinen,*) Akazien und Kaffebäumen angelegt. Auf die Baumpflanzungen komme ich noch zurück. Hier wollte ich nur betont haben, daß wir in Zentralafrika stets ganz vorzügliche frische Gemüse zu den Mahlzeiten hatten und hierin, wie in allem, was die Körperpflege anlangt, keine Entbehrungen zu erdulden brauchten. Wir haben hier so viel zu essen an dem, was uns zuwächst, daß wir nur wenig von den teuren Importartikeln gebrauchen würden, trotzdem rüstet man sich immer reichlich mit guten Konserven aus. Jeder hat einen besonderen Magazinraum für sich, wo er seine Vorräte aufbewahrt. Da sind Fleisch- und Fischkonserven, Gemüse, Backwerk wie Pumpernickel und Bisquit, verschiedene Käsearten, Pudding. Sehr beliebt sind eingemachte Früchte, weil daran noch am ehesten Mangel ist, ebenso saure Sachen, wie Mixed Pickles, Kapern, Perlzwiebeln, saure Gurken, Heringe. Diese Sachen kommen jedoch fast nur bei Krankheiten, Festfeiern und Expeditionen zur Verwendung. Eine viel wichtigere Rolle spielen bei den Ausgaben für Import die Getränke. Die Preise sind schon an der Küste recht hoch, obgleich der Transport von Hamburg nach Daresfalaam nicht allzu teuer ist (40 Mark pro 1 cbm) und der Zoll nur 11 % des Einkaufspreises beträgt (für Spirituosen 20 %). Viel höher sind die Trägerkosten für den Transport von Daresfalaam nach Muanza, man muß dieselben mit 1 Mark pro Pfund veranschlagen. Wir haben viel bei den Firmen in Muanza gekauft, haben aber sehr hohe Preise bezahlen müssen. 1 Fl. Moselwein 7 Mk., $\frac{1}{2}$ Fl. Sekt 8 Mk., 1 Fl. Bier 4,20 Mk., (früher sogar 7 Mk.), 1 Fl. Sauerbrunnen 3 Mk., 1 Fl. Cognac 9 Mk. und mehr, je nach der Güte. Da man begreiflicher Weise gern Gäste bei sich sieht und umgekehrt gern zu Gäste geht, so braucht man nur bei Tische einige Weinsorten und Sekt aufzustellen und nachher eine Last Bier von 21 Flaschen zu geben, was für 5 Personen bei einer feierlichen Gelegenheit nicht zu viel ist, und man hat an einem Abend 100 Mk. für Repräsentation ausgegeben.

Hier sei eine für Kranke und Gesunde höchst segensreiche Erfindung erwähnt, durch welche viel Unkosten erspart werden. Das gebräuchlichste Getränk in Afrika ist Sodawasser mit einem Schuß Cognac.

*) Casuarina — ein Baum, der auf den ersten Blick unsern schlanken Nadelbäumen ähnlich sieht.

An der Küste gibt es Sodawasserfabriken; im Innern aber trinken die Europäer abgekochtes Wasser mit Cognac, ein schaler, geschmackloser Trunk. Die Kranken bekamen Sauerbrunnen, die Flasche 3 Mk., sie enthält nur $\frac{1}{4}$ l. Dem ist durch die Sodor-Flaschen abgeholfen: Man bekommt die natürliche Kohlensäure in Metallpatronen zugeschickt und kann sich vermittle der eigens dazu konstruierten Flasche jedes Getränk kohlensäurehaltig herstellen. Die Kohlensäurepatronen kann man in einem

Dämmerchoppen beim Jnder.

Doppelbrief bis zu 20 Stück schicken lassen, sie kosten höchstens 30 Pfg. pro Stück.

Mit alle dem ist wohl zur Genüge betont, daß wir reichlich mit den Mitteln versehen sind, die unser Leben angenehm machen können.

Geessen wird sehr stark und sehr gut. Des Morgens zwischen 6 und 7 Uhr schon ißt man als erstes Frühstück eine starke Mahlzeit von belegten Butterbrotzen zum Kaffee. Um 8 Uhr folgt ein Frühstück mit kaltem Aufschnitt, Eierspeisen, Käse, auch wohl Kotelett, Nieren oder Leber, Gartenerzeugnisse wie Radies, Rettig, Früchte, dazu Bouillon,

Kakao, Schokolade, Kaffee, Tee. Frische Butter und Milch gab es natürlich jeden Tag. Da jeder seinen Koch in der Küche hat, so kann man sich ohne weiteres auftragen lassen, was einem beliebt. Das Brot wird immer frisch gebacken, mit den Brotarten haben wir abgewechselt. Einmal wurde das Brot ganz weiß aus Weizenmehl, einmal aus Roggenmehl schwarz, oder halb und halb gebacken, auch Franzbrötchen und Grahambrot gab es. Die erste Hauptmahlzeit wurde um 12 Uhr mittags gehalten, dazu gehörten Suppe, zwei Fleischgänge nebst Gemüse und Nachtisch, nachher Käse, Früchte, Kaffee. Zu Tisch wurde gewöhnlich Wein getrunken. Im Laufe des Nachmittags aß man selten etwas. Wenn die Arbeitszeit um war, abends $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr, vertauschte man den Tropenhelm mit der Mütze und trat sich zu einem Spaziergang mit anschließendem Vesperschoppen beim Jnder. Um 7 Uhr fand die zweite Hauptmahlzeit statt, die sich von der ersten kaum unterschied. Man blieb dann noch sitzen bis 11 Uhr oder länger. Gearbeitet wurde des Abends nicht, auch nicht gelesen, man erzählte sich etwas, der Gesprächsstoff war immer reichlich. Es wurde auch nie gespielt. Den Skatspielern wird das unbegreiflich erscheinen. Drei Leute auf einer afrikanischen Innenstation, alle drei können Skat spielen und tun es nicht, weil sie sich bei Gesprächen besser unterhalten.

Die ausgedehnteste Gastfreiheit ist durchaus üblich. Wenn jemand auf der Durchreise ist, so wird er eingeladen. Auch Personen, die längere Zeit in der Gegend zu tun hatten, sind ständige Gäste der Messe gewesen. Zu Weihnachten findet sich alles, was von Landsleuten im Bezirk weilt, auf der Station ein, wie wenn sich Kinder um die Mutter scharen. An patriotischen Festtagen finden Paraden und Volksbelustigungen statt. Kleinere Feste an Geburtstagen oder bei Beförderungen werden nicht ungefeiert gelassen. Schließlich gibt es ja auch sonst Gelegenheit zur Geselligkeit. Der lustige Leutnant Sand sah in einem Spanferkelessen Grund genug, um auf der Einladung als Anzug vorzuschreiben: „Bitte im Stehfragen.“ — Ein Zwang, den man sich sonst selbst in den weihvollsten Momenten nicht auferlegte, und der insolgedessen ebenso allgemeines wie berechtigtes Entsetzen erregte aber strikte innegehalten werden mußte; denn der Gastgeber stolzierte im blendend weißen Anzug mit Stehfragen vor unsern Wohnungen umher. In der Gegend der rechten Rocktasche ragte ein weithin sichtbarer Wulst vor, der von einer beträchtlichen Kleiderbürste herrührte. Damit mühte

sich der Inhaber vor jedem Spiegel ernstlich aber vergeblich ab, sein winziges Schnurrbärtchen zu sträuben.

Die Feste wurden eben gefeiert, wie sie fielen. Der Afrikanerspruch lautet: Wer weiß ob nicht die Welt morgen in Schutt zerfällt. Heute ist heut. Ebenso wie wir zwanglos einluden, nahmen wir die Gegeneinladungen an, wobei sich die Festessen der deutsch-afrikanischen Gesellschaft durch fürstlich üppiges Gepränge vor der frugalen Einfachheit der unsrigen auszeichneten. Wir haben manche schöne Stunde verlebt

Ein Grab auf Ukerewe.

und uns in all dem bitteren Ernst des Lebens und der sorgenvollen Arbeit durch gute Kameradschaft den Mut und die Lebensfrische gegenseitig gestärkt.

Wenn ich hier die angenehmen Seiten des afrikanischen Lebens vorangeschickt habe, so steht dem eine sehr ernste Seite gegenüber: Das Gegengewicht gegen das angenehme Leben bilden die Krankheiten. Wie mancher Kamerad ist früher oder später dahingerafft worden, wie viele Stunden der Sorge um die Schwerkranken kommen vor, wie oft ringt man selbst mit Fieber und Tod! Noch immer ist in Ostafrika jeder zehnte Mann geblieben und in Muanza erkrankte durchschnittlich jeder Europäer einmal im Monat.

Arbeitschuppen des Schiffbauers.

Kapitel 3.

Stationsdienst und Kulturarbeit.

Im Folgenden will ich den Versuch machen, ein Bild von unserer gesamten Tätigkeit auf der Station und im Bezirk zu geben. Der Tag beginnt in Deutsch-Ostafrika um 6 Uhr. Um 6 Uhr geht die Sonne auf, um 6 Uhr geht die Sonne unter, der Unterschied zwischen Sommer- und Winter Sonnenwende ist so gering, daß er nur von demjenigen bemerkt wird, der die Erscheinung wissenschaftlich zu beobachten versteht. Der Neger rechnet so, daß mit der untergehenden Sonne der Tag zu Ende geht und der neue Tag beginnt, 12 Stunden sind Nacht und 12 Stunden Tag. Die Zeit des Morgens um 6 Uhr wird als 12 Uhr, die Mittagszeit als 6 Uhr bezeichnet u. s. f. In Darassalaam wird die Mittagszeit durch einen Kanonenschlag angekündigt „mzinga umelia“ = die Kanone hat gebrüllt, sagt der Boy. Man kann seine Taschenuhr danach regulieren, denn der Kanonenschlag wird gelöst um die Stunde, welche durch astronomische Messung und Chronometerregulierung der Flottille bestimmt ist. Im Innern stellt man die Uhren nach Sonnenaufgang und -untergang. Der Wachhabende hat die Aufgabe, die Wachtuhr danach zu stellen und die Signale vom Spielmann entsprechend den Tagesbefehlen abgeben zu lassen.

Um nun einen Tag auf der Station Muanza zu schildern, fangen wir am besten mit dem Beginn des neuen Tages, abends bei Sonnenuntergang an. Der Trompeter der neu aufziehenden Wache tritt im

Askaridorf aus seinem Hause und bläst das Signal. Die neue Wache versammelt sich auf dem alten Markt und marschiert unter dem Kommando des wachhabenden Betschauseh, Schauseh oder Ombascha (Sergeant, Unteroffizier, Gefreiter) auf den Exerzierplatz und nimmt vor der Kriegsflagge Aufstellung, ebenso tritt die abzulösende Wache heraus. Unter klingendem Spiel wird die Flagge eingezogen. Dann erfolgt die Ablösung der Wache genau nach den Vorschriften der Infanterie. Wenn die beiden Wachhabenden die Wache übergeben und übernehmen, hört

Der Exerzierplatz.

man jedesmal als Einleitung des Gesprächs die von den Arabern entlehnte Höflichkeitsphrase: „Was für Nachricht?“ „Gute Nachricht.“ Dann folgen die weiterzugebenden Befehle mit peinlicher Genauigkeit, so z. B.: „Die Kettengefangenen haben morgens zuerst die schmutzigen Arbeiten auszuführen, Wege säubern, Strand reinigen. Leute, die ein Anliegen haben, müssen auf der Wache angehalten und zum Europäer geführt werden durch einen Askari, der ihren Dialekt versteht.“ Für die verschiedenen Geschäfte mit denen die Leute sich melden, sind bestimmte Stunden vorgeschrieben, diese werden einzeln aufgezählt und so geht es fort. Der Wachdienst erfordert Intelligenz und Aufmerksamkeit.

Er wird mit derselben Strenge durchgeführt wie in Deutschland, überhaupt wird der militärische Dienst möglichst den heimischen Anforderungen angepaßt. Die Kommandos werden in deutscher Sprache abgegeben, das Exerzieren und Schießen, das Grüßen, alles wird genau wie zuhause gehandhabt, ebenso kommt das Militärstrafgesetz in Anwendung. Um 9 Uhr ist Zapfenstreich, dann muß Ruhe im Dorf sein, und tatsächlich verstummt der Lärm den die tanzenden Neger noch eben vollführt haben auf einen Schlag, wenn der Trompeter den ersten Ton geblasen hat.

Auf dem Schießstand.

In der Morgenfrühe um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr ertönt das erste Signal zum Wecken der Schläfer; noch ist wenig Leben zu bemerken, denn noch ist es dunkel und kalt und ehe die Sonne aufgeht, sind die Neger nicht leicht zu haben, sie scheinen von der Sonne zu leben und werden erst lebendig, wenn sie aufgeht. Mit dem Signal zum Antreten um 6 Uhr entsteht im ganzen Dorf lauter Lärm. Schreiend strömen die Arbeiter aus den Hütten die Straße hinunter zum Alarmplatz, die Askari treten an, die Steuerarbeiter stellen sich in langen Reihen auf, ihre eigenen Aufseher, sowie die dazu mit verwendeten dienstfreien Gerichtsboten, Bootsleute, Postboten stehen davor. Der diensttuende Europäer tritt vor die Kompagnie und verliest die Namen der Askari, er teilt sie in Sektionen unter Chargen (Unteroffiziere und Gefreite) ein, die Sektionen werden zum Einzelerzieren auseinandergezogen. Dann teilt der Europäer nach einem Arbeitsplan, den er sich auf einen Zettel geschrieben

hat, die Arbeiten ein. Da heißt es: Die Leute mit Hacken treten vor, sie werden unter einem Gerichtsboten zum Wegebau geschickt. Die Leute mit Beilen treten vor, sie müssen im Walde Bauholz schlagen. Die Leute mit Messern holen Stroh zum Häuserdecken. Die Tschensi, die nur Schultern, Arme und Beine in den Dienst zu stellen haben, müssen Wege stampfen, Steine, Erde und Sand tragen usw. Es gibt immer neue Arbeiten in großer Menge. Die einzelnen Gruppen strömen singend und tanzend zu ihren Arbeitsplätzen.

Die Wohnung des Arztes.

Die Kompagnie exerziert unter Aufsicht des Offiziers und einiger Unteroffiziere zwei Stunden lang, dann ist wieder eine halbstündige Pause. Um $\frac{1}{2}$ 9 tönt wieder ein Signal: Die Askari treten zum Arbeitsdienst an. Es werden möglichst viele als Handwerker ausgebildet. Das Handwerk steht in Afrika hoch in Ehren. Eine Anzahl Askari macht Flickereien an Schuhen und Kleidungsstücken, andere mauern, einer beaufsichtigt die Gartenarbeiten, einer wird als Lazarettgehilfe ausgebildet, zwei sind Polizisten, die Geschützaskari reinigen das Maximengeschütz, andere haben die Tributarbeiter mit zu beaufsichtigen, die Kranken werden vom Lazarett-Askari in die Revierstube geführt. Vor dem Lazarett versammeln sich um diese Zeit auch die Kranken Eingeborenen, Frauen, Kinder, Impflinge usw., denn gleich im Anschluß an den Revierdienst wird die Poliklinik abgehalten.

Die Europäer haben während dieser Zeit gefrühstückt und nun geht jeder an eine neue Arbeit. Während von 6 bis 8 Uhr der Zahlmeister und der den Feldwebeldienst versiehende Unteroffizier ihre schriftlichen Arbeiten in aller Ruhe haben ausführen können, wird es jetzt vor den verschiedenen Bureaus lebendig. Vor dem Zahlmeisterbureau lagert immer eine ganze Anzahl Leute. Die Zeit muß eingeteilt werden, die Wache erhält Auftrag: Von 9 bis 10 nur Leute vorzulassen, die Geldzahlungsgeschäfte haben, z. B. Träger oder Ruderer, die Gehrgeld zu

Ärztliches Wartezimmer.

beanspruchen haben, Araber, die Schuldscheine oder andere Kontrakte stempeln lassen wollen u. dergl. Von 10 bis 11 werden Leute vorgelassen, die Erlaubnisscheine für Karawanen verlangen, von 11 bis 12 werden Steuerzahlungen angenommen. Ich nenne nur diese Beispiele, die Zahlmeistergeschäfte sind äußerst vielfältig. Der Stationschef hat des Morgens exerzieren lassen. Von 9 bis 12 sitzt er fest im Bureau. Auch er muß seine Zeit einteilen. Häuptlinge, die zur Begrüßung kommen, werden zu bestimmten Stunden empfangen, Askari oder andere Leute, die ein kleines Anliegen haben, müssen zu einer bestimmten Zeit kommen. Zweimal in der Woche wird Gerichtstag abgehalten. Nur

eilige Sachen, namentlich die Prozesse wegen schwerer Verbrechen werden jederzeit angenommen und die Verfolgung sofort eingeleitet. Was sich nach einer Zeiteinteilung richten kann, wird danach geregelt. Denn so ein armer Neger kommt mit jedem kleinen Schmerz, der ihn gerade drückt, zum Europäer gelaufen und hält seine Sache für die wichtigste, die es geben kann. Was wir nennen: Ich habe keine Zeit, davon hat er keine Vorstellung. Das Wort Zeit in so abstraktem Sinne kennt die Sprache nicht. Ein Neger hat überhaupt immer Zeit und wenn ihm eine Arbeit nicht paßt, was meistens der Fall ist, so sagt er: kescho inschallah, d. h. Morgen, so Gott will. Damit gibt sich jeder Neger zufrieden. Aufschieben und Kompromisse schließen, das sind zwei Dinge, die den Negercharakter kennzeichnen wie nichts anderes. Keiner hat sich damit so abzufinden und zu helfen gewußt, wie Emin Pascha. Wenn ein deutscher Soldat sich nicht darauf einläßt, sondern nicht nur selbst jedes Geschäft pünktlich erledigt, sondern auch von seinen Untergebenen verlangt, daß er jeden Befehl nach unserm Pflichtgefühl auffaßt und sofort ausführt, so liegt darin wohl eine Härte, aber der Neger ist überaus fügsam und weiß sich sehr gut ins Unvermeidliche zu schicken. Der Deutsche ist ihm ein Wesen, dessen Wille ihm als unabwendbar bekannt ist, folglich unterwirft er sich demselben. Wie wäre es sonst auch möglich, daß fünf Europäer, von denen immer einer oder zwei krank sind und mindestens einer auf Expedition ist, die ganze Arbeit eines Bezirks bewältigen, der so ausgedehnt ist, wie das Königreich Württemberg und in dem alle Verhältnisse erst geordnet werden sollen. Strenge Arbeit, strenge Ordnung, strenge Zucht ermöglichen das. Strenge Arbeitseinteilung vor allem ist dazu erforderlich. Wir kommen damit auf die Arbeitseinteilung zurück. Im Laufe des Nachmittags werden die äußeren Arbeiten kontrolliert und die besonderen schriftlichen Sachen, wie Berichte und Meldungen, für die vorgesetzten Behörden erledigt. Berichtet werden muß über alles. Ein großes Schema zeigt an, was die Station, ein anderes was die Kompagnie an monatlichen, vierteljährlichen, halbjährlichen und jährlichen Abrechnungen, Meldungen und Berichten einzusenden hat. Dazu kommen die besonders eingeforderten Berichte über Forsten, Gartenbau, Holzschlag, Eseltrag-, reit- und fahrversuche, über Sklavenangelegenheit, Wegebau, Bootsbau, Häuserbau, Industrie und Ackerbau der Eingeborenen, Handel über Land und über See, Statistiken über Flaggenatteste, Erlaubnischeine

für Boote und Karawanen, Sklavenfreibriefe, Besteuerung, Steuereinkünfte, Steuerarbeit. Jede Bestrafung muß gemeldet, bei Verhängung höherer Strafen das ganze Aktenmaterial eingeschickt werden. Zu schreiben gibt es immer.

Am letzten jeden Monats ist Löhnungstag, zweimal in der Woche Gerichtstag, zweimal monatlich ist Check-Einzahlungstag, zweimal monatlich Posteingang, zweimal Postausgang. Die Kontrolle der äußeren Arbeiten wird meistens vom Stationschef danach verteilt, wozu der Ein-

Markthalle.

zelne besonders Neigung hat. Der eine hat Übung und Erfahrung im Häuserbau. Gebaut wird eigentlich immer, einmal ein Bastion, einmal ein Magazin, ein Arbeitsschuppen, ein Europäerhaus; die Hütten der Askari, Bootsleute, Gerichtsboten usw. müssen ungefähr alle 3 Jahre erneuert werden. Die Bauart ist noch sehr unvollkommen. Die Europäerhäuser werden aus getrockneten Luftziegeln gebaut, der Dachstuhl aus roh behauenen Stämmen darauf gesetzt und mit Stroh bedeckt. Ein zweistöckiges Haus zu bauen ist in Muanza noch keinem gelungen. Die Magazine werden gewöhnlich mit sogenannten Tembendächern bedeckt. Diese Häuser haben geringe Tiefe, das Dach wird sehr flach mit ganz geringer Neigung zum Abfluß des Regenwassers angelegt, es gehört

fein starkes Bauholz dazu, dünnes Knüttelholz oder Schilf wird dick aufgepackt, darauf Stroh und schließlich eine Lehmschicht aufgetragen, die festgeklopft wird. Die Hütten der Neger werden nach Art der Eingeborenenhütten gebaut, nämlich Rundhütten von etwa 6 m Durchmesser, deren freisrunde Wand aus geflochtenem Reisig mit Lehmewurf hergestellt wird, während ein kegelförmiges Strohdach aufgesetzt wird. Die Station baut den Askari, Bootsleuten und Gerichtsboten die Häuser; dies muß schon um der Ordnung willen geschehen, die Neger würden krumm und schief bauen, wenn sie nicht beaufsichtigt würden, an eine grade Fluchtlinie wäre überhaupt nicht zu denken. Für die Steuerarbeiter sind einige große Häuser errichtet, in denen Hunderte reichlich Platz haben.

Die Wege im Bezirk haben immer viel Arbeit gemacht. Auf der großen Straße nach Tabora war meistens ein Unteroffizier tätig, der zu seiner Hilfe einige Askari bei sich hatte und die umwohnenden Eingeborenen zur Arbeit heranzog. Der Weg war gut imstande. Da kam die Regenzeit und nach 3 Monaten war alles zugewachsen, von der Straße war nichts weiter übrig als ein schmaler Negerpfad, der sich durch hohes Schilf und Gras dahinwand. Jetzt ist die Arbeit des Wegebaues den Häuptlingen übertragen. Jeder Sultan muß bis an seine Landesgrenze Wege in der Richtung auf die Hauptdörfer der Nachbarsultane bauen, die Wege sind 3 m breit, ungefähr alle 4 Stunden steht ein großes Rasthaus für Karawanen und eine runde Schutzhütte für Europäer. Binnen drei Monaten war der ganze Bezirk mit einem solchen Wegenetz versehen und die Neger hatten selbst Freude daran. Der eine Sultan hatte sich besonders ausgezeichnet, er wurde belohnt und den andern als Muster hingestellt, sie schickten ihre Vertrauensleute in sein Land, damit sie sich die Straße ansehen und die eigenen danach verbessern sollten.

Solche Straßen sind natürlich nur von Gebüsch und Gras befreit und etwas geebnet. Auf der Station dagegen haben wir sehr schöne Wege angelegt: Es wurde eine Mischung von Lehm und Sand feucht aufgetragen und dann festgestampft, eine Arbeit, zu der die Neger besonders gut zu gebrauchen sind. Sie haben kräftige breite Füße und machen gern gleichmäßige Arbeit, bei der sie nicht zu denken brauchen. Sie stehen in Reihen nebeneinander und tanzen ganz einfach unter allerlei Gefängen mit den nackten Füßen auf dem Lehmgrund bis eine feste Tenne daraus geworden ist. Sie leistet dem Regen ganz gut Wider-

stand, namentlich wenn der Weg etwas gewölbt ist, sodaß das Wasser schnell abfließt. Zu beiden Seiten des Weges werden Akazien oder andere Schattenbäume angepflanzt. Der Eindruck der ganzen Station wurde vorteilhafter durch die guten Wege. Oftmals wird der Wegebau erschwert durch die Granitblöcke, die aus dem Boden ragen. Diese wurden mit Feuer weggesprengt. Gutes schweres Brennholz wie es beim Niederreißen alter Hütten abfiel, wurde auf die Steine und rund herum geschichtet, dann angezündet und das Feuer stundenlang unter-

Dachreparatur.

halten, bis der Stein glühend heiß wurde. Dann wurden die Holzbrände weggeräumt. Ein Duzend große Gefäße voll kalten Wassers standen bereit, mit kräftigem Strahl wurde es auf den heißen Stein gegossen. Davon sprangen die größten Felsen mit dumpfem Krachen und konnten in Stücken abgeräumt werden.

Das Gouvernement wollte die Forstarbeiten unterstützen und zu diesem Zweck Unteroffiziere einstellen, die gelernte Förster waren. Nach Muanza wurde ein Oberjäger geschickt, der auf der Insel Ukerewe die im Urwald wachsenden Nutzholzbäume regelrecht weiter anforsten sollte. Er hatte jedoch noch keine Erfahrungen, die Pflanzungen wurden im

trockenen schattenlosen Sande angelegt, wo die Wurzeln der jung verpflanzten Bäumchen von Ungeziefer abgefressen wurden. Später haben wir im Garten Saatbeete von Akazien und Kasuarinen angelegt. Von diesen Beeten ist eine große Anzahl junger Bäumchen als Allee-bäume ausgelegt und diese haben sich gut gehalten. Früher gab es am Nyanza keine Ölpalmen. Vom Tanganyika wurden uns Ölpalmkerne geschickt. Diese sind ganz vorzüglich angegangen. Nach drei Jahren standen mehrere Hundert Ölpalmen von 2 m Höhe im Garten. Wir baten die Station Ujiji wieder um Aussaat und erhielten mehrere Lasten. Es wurde ein wohleingezäuntes Saatbeet angelegt, in dem die Pflanzen schnell aufgingen, sie sind jetzt schon zu tausenden verpflanzt, die Nachbarstationen am See haben Pflanzen bekommen und ausgelegt, es ist daher die Zeit nicht mehr fern, zu der die Ufer des Nyanza überall wo Menschen wohnen, mit Ölpalmen bestanden sein werden. An einem vierjährigen Baum habe ich schon Früchte gesehen, so daß wir auch in nicht zu ferner Zeit Ernten erwarten dürfen. Ein so eklatanter Erfolg wie mit den Ölpalmen, ist mit keiner anderen Baumart erzielt worden. Die Kokosnüsse sind groß und schwer, daher beim Transport kostspielig, wir haben freundlich gefinnte Araber veranlaßt, daß sie auf unsre privaten Kosten einige Kokosnüsse von Tabora nach Muanza mitbrachten. Von vier Stück sind zwei aufgegangen. Die Nuß liegt vier Monate im Boden, ehe sie keimt, und muß durch ausgestreute Asche vor Ungeziefer geschützt werden. Die Kokospalme verlangt Salz und da der Nyanza Süßwasser enthält, so müssen die Kokospflanzen ab und zu mit Salzwasser begossen werden. Kaffee verlangt bei der Behandlung der Saatbohnen und jungen Pflanzen sorgfältige, sachkundige Pflege. Wir sind noch nicht dazu gekommen. Daß der Kaffee aber in Muanza so gut wie irgendwo gedeiht, ist fraglos; wir hatten im Garten ein einziges Bäumchen, es trug unermüdlich. Schon ehe die Früchte reif waren, kamen neue Blüten. Im Bukoba-Gebiet wird schon seit unvordenklichen Zeiten von den Negern Kaffee als Verbrauchsartikel gebaut, wir haben unsern Kaffee von dort bezogen.

Versuche mit deutschen Baumarten, namentlich mit Obstbäumen sind gänzlich mißglückt. Die einzigen, die überhaupt keimten, waren die Pflaumen und auch deren Pflanzen wurden nur fingerlang. Das Glück frisches deutsches Obst zu ernten, wird wohl nur den gesegneten Bergländern Usambaras und des Kilimanjaro beschieden sein.

Wir haben Versuche mit den einheimischen Nutzholzbäumen gemacht. Die sogenannten Minule und Mikora geben hervorragend gutes, festes Holz, sie wachsen wild auf den Inseln Ukerewe, Maissome, Rome und in den Landschaften Ussukuma, Sengerema, Ussinja. Vorläufig läßt sich über den Erfolg der Anpflanzungen nichts sagen. Hier liegt noch viel zu tun vor, bei der jetzigen Besetzung der Station wird es aber kaum möglich sein, die Forstkultur mit Nachdruck zu betreiben, denn dazu ist erforderlich, daß der betreffende Europäer, dem die Forstarbeiten übertragen werden, diese ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise betreibt und nicht, wie dies jetzt geschehen muß, als eine Art von Liebhaberei, der er nur unter günstigen Verhältnissen hie und da ein freies Stündchen widmen kann. Das einzige, was sich erreichen ließ, war, daß ein intelligenter Häuptling, Namens Mapuli, für die Forstanlagen interessiert und ihm eine möglichst einfache Art der Arbeit empfohlen wurde. Dieselbe besteht darin, daß er von den Leuten seiner Dörfer die Samen der ihnen bekannten guten Nutzholzbäume sammeln läßt und ohne viel Sorgfalt aussät, indem er eine Reihe von Leuten mit Hacken in Abständen von drei Schritt vorwärts schreiten und nach jedem dritten Schritt Löcher hacken läßt, hinter diesen Leuten folgt eine andere Reihe, deren Aufgabe es ist, in die Löcher 2—3 Samen zu werfen und die Löcher zu schließen. Dazu wird die Steppe nicht weiter gesäubert, denn die Gräser und Sträucher sollen den jung hervorsprossenden Pflanzen Schatten gewähren. Bei dieser Methode gehen vielleicht von hundert Samen nur wenige an. Damit muß man eben rechnen und im übrigen auf bessere Zeiten hoffen.

Eine Zeit lang haben wir auf der Station Eisenindustrie betrieben. In den Gebieten am See ist die Eisengewinnung und Schmiedekunst einheimisch. Guter Brauneisenstein findet sich in vielen Gegenden. Er wird mit Holzkohle ausgeschmolzen.

Der Hochofen, wenn man den kleinen Herd so nennen darf, wird in einer Hütte erbaut und in folgender Weise angelegt. Zuerst wird ein kleines Loch gescharrt und die dawa, der Zauber, hineingelegt, einige Blätter oder Steine, damit der Guß gelingt. Nun werden vier gebrannte Lehmklumpen rund herum aufgerichtet. In die dazwischen frei bleibenden Spalten werden unten Tonröhren hineingelegt und die Lücken bis oben hin mit Schlackestücken zugebaut. Damit ist die Wand des Hochofens fertig, einen Fuß hoch, einen Fuß im Durchmesser. Gegen

die innere Seite der kreuzweise gegenüber gestellten Lehmsteine wird nun abwechselnd eine Hand voll Holzkohle und eine Hand voll Eisensteine geschichtet und damit immer abgewechselt, bis der Ofen gefüllt ist. Dann wird er angezündet und durch die Tonröhren wird mit Blasebälgen Luft eingeblasen. Unter dem einen Lehmstein ist der Ausfluß für die Schlacke, d. h. eine Rinne, die in eine tiefer gelegene Grube führt. Die Schlacke erkaltet, wenn sie aus dem Ofen herauskommt, deshalb nimmt ein Mann die hart gewordenen Stücke weg, sonst würde sich die Ausflußöffnung verstopfen. Die Tonröhren werden von den Schmieden selbst über einen runden Knüttel mit der Hand geformt, dann abgestreift und getrocknet. Die Blasebälge sind aus Holz geschnitzt, einen Meter lang, wie eine Pfanne mit langem hohlen Stiel geformt, durch eine Scheidewand in der Längsrichtung bis in den Stiel hinein in zwei Hälften abgesondert. Über jeder Pfannenhälfte ist ein Stück weichen Ziegenfells lose ausgespannt. Dieses ist in der Mitte mit einer Falte so an das Ende eines Stockes festgebunden, daß der Stock in der Mitte senkrecht gestellt werden kann. Nun sitzen vier Leute jeder mit einem Blasebalg, den er mit den Füßen festhält, um das Feuer herum. Der Röhrenstiel des Blasebalgs wird in die Tonröhre eingeführt, die bei der Anlage des Schmelzofens mit eingebaut ist. Mit den Händen hält der Mann die beiden Stöcke und stößt damit auf und nieder. Das Ziegenfell bläst jedesmal, wenn es nach unten gestoßen wird, einen Luftstrom aus der Pfanne durch Stiel und Tonröhre in die Glut des Ofens. Da schnell und abwechselnd mit den beiden Stöcken auf und ab gestoßen wird, so entsteht ein fast continuierlicher Luftstrom. Die ganze Arbeit dauert sechs Stunden, nachher lassen die Leute den Ofen erkalten und finden auf dem Grunde einige unförmliche Stücke von reinem Eisen.

Die Stücke werden zerklopft, um die darin verteilte Schlacke zu entfernen und dann zusammengeschweißt. Die Schmiede besteht aus einem offenen Holzkohlenfeuer mit zwei von den oben beschriebenen Blasebälgen. Der Ambos ist ein großer Felsen, der große Hammer ein tüchtiger Feldstein, der mit beiden Händen von einem Gehilfen geschwungen wird. Der Schmied hat als weiteres Werkzeug ein dünnes Schüreisen, als Hammer für die feinere Schmiedearbeit ein Eisenstück in Form eines Stemmeisens, als Zange ein Stück Holz, das in der Mitte so geknickt ist, daß es mit der Holzfaser noch zusammenhält und

wie eine federnde Pincette verwendet wird. Der Schmied faßt die glühenden Eisenstücke damit und deutet mit dem Schüreisen an, wohin sein Gehilfe mit dem großen Steinhammer schlagen soll.

Das hauptsächlichste Erzeugnis der Schmiedekunst sind eiserne Hackenblätter in Form eines gestielten Blattes. Sie werden in einen Holzstiel gesteckt und sind das einzige gebräuchliche Werkzeug beim Ackerbau. Diese Hackenblätter sind auch fast das einzige Industrieerzeugnis, das als Handelsartikel in Betracht kommt, haben als solches aber derartige Bedeutung, daß sie in der Zeit der reinen Naturalwirtschaft ein Zahlungsmittel von feststehendem Wert wurden, also eine Art Eisen-

Ziegelei der Missionare auf Ukerewe.

geld darstellten. Außerdem werden Speer- und Pfeilspitzen, Messer, eiserne Zierstöcke, die von Zauberern als Abzeichen getragen werden, eiserne Schellen und Glocken, Armringe und Halsketten hergestellt. Die Neger verstanden auch Kupfer und Messing zu schmelzen. Wir haben aus den vielen wertlosen Patronenhülsen, die bei den Schießübungen der Askari abfielen, Armringe schmelzen lassen.

Die Vieh- und Milchwirtschaft erfordert fortwährende Aufsicht. Sehr gute Hirten sind die Neger, aber sie haben in bezug auf Vieh ein weites Gewissen. Im Wagaya-Gebiet laufen Leute herum, die mit nichts bekleidet sind, als mit einem kräftigen langen Riemen, der mit einer Schlinge am Arm befestigt ist und lang nachschleppt; schöne, kräftige, nackte Gestalten, von dreistem Benehmen. Man fragt sie, was sie treiben, sie erklären stolz, daß sie sich mit Viehdiebstahl beschäftigen.

Nachts schleichen sie in die Umzäunungen in denen Rinderherden stehen, die Schlinge ihres Riemens hängt lose am Handgelenk, sie packen ein schönes Kind am Hinterbein, streifen ihm die Schlinge um das Bein und ziehen mit ihrem Raube ab. Die Watussi sind die brauchbarsten Hirten, aber auch die größten Diebe, eine Art Zigeunervolk, zerstreut und ohne festen Wohnsitz, überall zu Hause wo es Vieh zu weiden und Milch zu trinken gibt. Sie haben Pfeif- und Zischlaute, in denen sie geradezu mit dem Vieh sprechen und das Vieh hört darauf wie dressiert. Wir haben es erlebt, daß die Watussi sich an die Umzäunungen unsrer Herden schlichen und das Vieh lockten, bis es ausbrach und den Watussi nachlief. Sie drängten sich auch immer dazu, das Stationsvieh zu weiden, aber sie leben fast nur von Milch und wir selbst bekamen daher sehr bald keine mehr zu trinken. In Muanza selbst hält sich kein Vieh, es stirbt sehr schnell dahin, vermutlich durch Rinder malaria, deshalb wurden eine Stunde von der Station entfernt die Herden untergebracht. Das beschwert begreiflicherweise die Kontrolle erheblich, auch muß die Milch jeden Tag zur Station getragen werden. Außer Rindern werden Schafe und Ziegen gehalten und eine vorzüglich gedeihende Zucht europäischer Schweine, aus Liebhaberei auch etwas Straußenzucht.

Es wäre noch manche Arbeit zu erwähnen, die uns beschäftigt hat, z. B. die Kalk- und Ziegelbrennerei, doch will ich mich beschränken und zur Schilderung der eigenartigen wirtschaftlichen, politischen und rechtlichen Verhältnisse übergehen.

Bau eines Europäerhauses.

Karawane.

Kapitel 4. H a n d e l.

Im Innern Afrikas bestehen neben einander der Tauschhandel in seiner urwüchsigsten Form, die indische Silberwährung und ein ausgebildeter Checkverkehr. Eine ganze Reihe Tauschartikel haben leidlich feststehenden Wert, z. B. gilt ein upande = Armlänge (so weit man mit beiden Armen spannen kann) oder vier mikono (Länge von den Fingerspitzen zum Ellenbogen) besserer weißer Baumwollstoff als gleichwertig mit einer Ziege oder 1 Rupie (= 1,40 Mk.). Ein schmiedeeisernes Hackenblatt galt lange Zeit gleich 2 mikono Baumwollstoff oder $\frac{1}{2}$ Rupie. Glasperlen schwanken im Wert, da sie der Mode unterworfen sind. Am Nordende des Tanganjika wird noch mit Kupferdraht gehandelt. Es finden große Märkte statt, wo die verschiedensten Händler ihre guten Sachen feilbieten. Da sitzt ein Mann, der Schnupftabak verkauft, er hat die Prisen vor sich auf einem Blatt einzeln hingehäuft, jede Prise kostet an Kupferdraht „einmal um den kleinen Finger herum“. Dort sitzt ein Mann mit einem Topf voll Honig. Wer seine Banane in den Honigtopf bis an die Fingerspitzen eintauchen will, muß Kupferdraht, einmal um den Daumen, bezahlen usw. So harmlos interessant und humorvoll das nun ist, so müssen wir selbst doch daran arbeiten, es zu zerstören. Wer bei historischen Vorgängen und Kulturnotwendigkeiten immer nur den herben Verlust beklagt, ist zum Kolonisator nicht geeignet. Die Geldwährung muß eingeführt werden und

wir haben nicht Zeit, darauf zu warten, daß sie sich von selbst einführt. Es geht auch da von unten an, zuerst werden Kupfermünzen in Verkehr gebracht. Früher hatte eine Münze für den Neger nur den Wert eines Schmuckstücks, bekam ein Mann für einen Botengang oder dergleichen eine halbe Rupie in 32 Pesaftücken, so machte er sich eine Halskette daraus, oder er durchbohrte sämtliche Stücke und behing sich den ganzen kraushaarigen Kopf damit, indem er die Münzen mit den schwarzen Locken festknotete. Die Pesaftücke hatten nur ihren Eigenwert, der Begriff Münze als übertragbare Urkunde, die Bedeutung des Geldes, findet erst jetzt allmählich Verständnis. Um dem Eingang zu verschaffen, werden Märkte eingeführt und dem Handel wird Vorschub geleistet, daß er Verbreitung findet.

In Muanza wird täglich Markt abgehalten, wo nur gegen Bargeld verkauft wird. Da sitzen die Leute aus den Dörfern und verkaufen Gemüse, Früchte, Kartoffeln, Mais, Reis, Salz, Bananen, Tabak, Seife, frisches Fleisch, frische und getrocknete Fische, es ist ein buntes Getriebe und ein großer Zudrang. Die erste große Markthalle war kaum eröffnet, als sich schon die Notwendigkeit herausstellte, eine zweite zu erbauen. Die Leute, welche ihre Waren verkaufen, liefern vom Erlös jeden zehnten Pesa als Marktsteuer ab, die Station garantiert dagegen durch ihre Polizeiaufsicht und Gerichtsbarkeit für die Sicherheit des Handels. Die Eingeborenen haben dafür dankbares Verständnis. Früher waren sie gegen Übergriffe wehrlos und wenn sie einige Versuche gemacht hatten, ihre Feldfrüchte und Töpferwaren zu verkaufen, blieben sie lieber aus, weil sie von den Käufern schlecht behandelt wurden. Durch den Marktverkehr dringt die Einsicht in immer größere Volksschichten, daß man für Geld etwas verkaufen und kaufen kann. Wenn die Marktleute aus ihren Waren Geld gelöst haben, so gehen sie zum Jnder oder Araber und kaufen sich ein Stück Zeug, ein buntes Tuch, Glasperlen oder sonstige Kostbarkeiten dafür. Die kaufmännischen Firmen unterstützen die Einführung des Geldverkehrs im eigenen Interesse auf jede Weise. Sie legen in den einzelnen Landschaften Läden unter zuverlässigen Leuten an und lassen ihre Waren dort zum Verkauf gegen Barzahlung ausbieten, kaufen Vieh gegen bar, beschäftigen Arbeiter gegen bar usw. Die Hüttensteuer wird in Zukunft die Einführung des Geldverkehrs unterstützen. Die Silberrupie spielt eine Rolle nur auf der Station, wo jeder Angestellte am letzten des Monats

seine schönen Silberstücke ausbezahlt bekommt und sie in kürzester Zeit beim Händler totschlägt. Wenn am 31. des Monats Löhnungstag war, so kamen bereits am 3. des nächsten Monats die Händler und lieferten fast die volle Summe, die in Umlauf gesetzt wurde, wieder an die Stationskasse ab, um sich dagegen einen Check ausstellen zu lassen. Der Checkverkehr ist unumgänglich notwendig bei den großen Entfernungen und bei dem schweren Silbergeld. Jede Last Silber enthält 2000 Rupies, die Last Kupfer 60 Rupies, der Transport von Dares-salaam nach Muanza kostet 40 Rupies. Das Risiko beim Transport ist immer ein recht großes. Wenn viel Geld hin- und hertransportiert werden müßte, so würde sich an der Karawanenstraße bald Diebs- und Räubergefindel ansammeln, man müßte jede Karawane, die Geld bei sich führt, mit entsprechender Bedeckung marschieren lassen und was dergleichen Schwierigkeiten mehr sind.

Wir Deutschen, die wir an den Checkverkehr nicht so gewöhnt sind wie die Engländer, sind zuerst erstaunt darüber, daß man in Afrika kein Geld — kein Portemonnaie bei sich trägt, sondern mit Zetteln bezahlt, auf die man nur schreibt: „Gut für 00 Rps., einzulösen bei der Firma N. N. — Unterschrift und Datum.“ Bald aber lernt es sich damit umzugehen, man bezieht Waren für große Summen und schreibt dagegen nur einen Check: „Die Hauptkasse des Gouvernements bitte ich aus meinem Guthaben an die Firma N. N. die Summe von 00 Rps. aus-zuzahlen“, diesen Check schickt man der Firma, sie präsentiert ihn bei der Hauptkasse in Dares-salaam und erhält dort ihr Geld. Die Araber haben von uralten Zeiten her Verständnis dafür, daß man Schuldscheine an Zahlungs Statt annehmen kann und ihre hochentwickelte arithmetische Wissenschaft hat ihnen Anleitung gegeben, daß sie bei ihrem angeborenen Handelsinn die Checkwirtschaft beherrschen. Ein Araber, der nach dem Löhnungstag seinen Laden fast ausverkauft und große Summen dafür eingenommen hat, kommt am 4. des Monats mit einem Sack voll Geld zur Stationskasse, er zählt das Geld auf und bekommt dafür einen Check, der besagt, daß irgend eine Gouvernementskasse an der Küste dem Geschäftsfreund des Einzahlers dieselbe Summe auszahlen möge, welche dieser in Muanza eingezahlt hat. Diesen Schein nimmt der Araber nicht einmal an sich, sondern er bittet, daß man den Schein in ein Kuvert steckt, dieses an den Geschäftsfreund adressiert und den Brief mit einer Zehnspfennigmarke frankiert. Der Mann legt 5 Pesa für die

Freimarke auf den Tisch und geht mit leeren Händen von dannen, den derselbe Europäer, der das Geld genommen hat, behält den Brief und steckt ihn zu den Postsachen.

Jeder, der nach Deutsch-Ostafrika kommt, fragt sich, warum der deutschen Kolonie nicht deutsches Geld eingeführt wird. Die Dezimalrechnung ist so viel bequemer als die Rechnung: 1 Rp. = 64 Pesa. Es passiert einem leicht, daß man gewohnheitsgemäß die Rupie zu hundert Pesa rechnet. Der Rupiekurs schwankt, man muß fortwährend umrechnen. Den Beamten wird ihr Gehaltssatz nach der deutschen

Europäerwohnung in Muanza.

Markrechnung angewiesen, bei der Auszahlung in Rupies gilt der jeweilige Kurs, man bekommt einmal mehr einmal weniger. Die Post rechnet nach zweierlei Kursen, Einzahlungs- und Auszahlungskurs, bei den Freimarken rechnet sie dagegen den Pesa gleich zwei Pfennig. All das ist so lästig.

Die Münzprägung ist eins von den Vorrechten, die der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft (D.O.A.G.) belassen worden sind. *) Die Rupiestücke, welche von dieser Gesellschaft mit dem Bildnis des Kaisers geprägt werden, sind trotz des niedrigen Silberpreises viel minderwertiger als die indischen mit dem Bildnis der Königin von England und werden

*) Ganz neuerdings erst hat das deutsche Reich die Münzprägung selbst übernommen, und es ist die Hellerwährung eingeführt worden, nämlich 1 Rupie = 100 Heller.

nicht in Zahlung genommen, wenn man sie in Aden oder Zanzibar abgeben will. Die deutschostafrikanische Gesellschaft hat sich auch verpflichtet, Geld bis zu einer gewissen Summe zu prägen und hat diese Verpflichtung nie erfüllt. Infolgedessen fehlt es an Münze und das Gouvernement muß jeden Monat in Zanzibar von einigen Firmen, unter denen wieder die D. O. A. G. ist, Geld aufkaufen und mit Aufschlag bezahlen. Zwei Firmen genießen dieses Vorrecht, die D. O. A. G. und Hansing & Co. Hansing & Co. dominierte früher so, daß diese Firma den Kurs für Zanzibar ausgab. Jetzt ist der Anschluß an Indien so eng, daß der Kurs von Bombay maßgebend ist.

Schließlich sollte man annehmen, daß die deutschen Exportgeschäfte gegenüber den indischen begünstigt werden, wenn statt der indischen die deutsche Währung eingeführt würde und gerade die Verdrängung des indischen Handels zu Gunsten des deutschen ist für die Finanzpolitiker des Schutzgebiets immer ein Problem gewesen, das viel besprochen wurde, aber sich nicht lösen ließ. Sollte hier nicht die Lösung liegen?

So einfach sind die Währungsfragen nun aber nicht. Das Land mit der besseren Währung ist gegen dasjenige mit geringerer Währung stets im Nachteil. Wenn wir unsere in Deutschland tatsächlich ja durchgeführte Goldwährung in Afrika durchführen wollten, so würde Indien, das Land der Silberwährung, unser Geld auffaugen. Wir würden die Kosten der Bereicherung englischer Handelsgebiete tragen. Nur das mag hier angedeutet sein.

Ein Schaden für die Kolonie liegt in den jetzigen Währungsverhältnissen, aber selbst dem früheren langjährigen Finanzdirektor und Vizegouverneur von Bannigsen, einer Kapazität auf dem in Frage stehenden Gebiet, ist es nicht gelungen den Schaden zu beseitigen.

Der Handel steht nach wie vor in Verbindung mit Indien. An der Küste sitzen indische Geschäftsleute in sehr großer Zahl, selbst die Araber werden verdrängt. Die Indier sind bedürfnisloser und skrupelloser, sie sind besser vorgebildet an Kenntnissen; an Intelligenz und Schlaueit ist ihnen nicht leicht einer gewachsen und selbst die europäischen Firmen sind ihnen nur durch den Umfang des Kapitals und die Fähigkeit den ganz großen Geschäftsbetrieb zu übersehen, noch überlegen. Sie lassen den Kleinhandel durch indische Angestellte besorgen oder verkaufen ihre Waren an die selbständigen indischen Kleinhändler weiter. In Muanza waren vor sieben Jahren (1898) die Geschäfts-

verhältnisse sehr ungünstig, es existierten nur die beiden europäischen Firmen, der einzige Araber, der sein Leben noch gefristet hatte, begegnete mir dicht vor Muanza, als er im Begriff war zur Küste zu gehen, weil er sich in Muanza nicht halten konnte. Da kamen die Wirren in Uganda. Die Engländer konnten der Meutereien und Aufstände lange nicht Herr werden. Ihre Verbindungen mit der Küste waren abgeschnitten, sie waren ganz angewiesen auf das was ihnen über den See aus deutschem Gebiet geliefert wurde, und bezahlten hohe Preise:

Instruktion über Wachtdienst.

für die Ablieferung jeder Trägerlast 75 Rupies. Das zog einen ganzen Schwarm von Händlern herbei, aber sie kamen erst in dem Augenblick, als die guten Zeiten eben vorüber waren. Die Engländer warfen die Aufstände endlich nieder, fingen den Kaiser von Uganda, bauten mit erstaunlicher Energie an der Eisenbahn Mombassa—Viktoriafee und jetzt ist das Verhältnis völlig umgedreht; die großen Firmen, auch die deutschen, verlegen ihren Hauptsitz am See von Muanza nach Uganda, befördern ihre Waren auf der englischen Bahn und lassen in Muanza nur Filialen, die ihre Transporte über den See aus englischem Gebiet erhalten. Die Engländer wissen sehr wohl, welchen Wert eine Bahn

an den Nyanza hat und daß dieselbe, je eher sie fertig ist, um so mehr das englische Übergewicht in Zentralafrika bestärken muß, daß namentlich aber die deutschostafrikanischen Seengebiete durch englische Bahnen ganz einfach zu Dependenzen des englischen Handels werden. Englische Schiffe werden die deutschen Seen befahren, englische Kaufhäuser werden von den Seen aus ihre Karawanen in unsere Binnenlandschaften marschieren lassen. Wir werden von allen Seiten her in unsern schönsten Kolonialgebieten durch England versorgt werden, aber dafür auch mit der Zufuhr von England abhängig sein und bei der wirtschaftlichen Ausbeutung werden die Engländer die Früchte einheimen. Wir haben die schweren Zeiten der Kriege und Kämpfe durchgemacht, um den Handel zu sichern, den die Engländer betreiben werden, wir bereiten die widerspenstigen Eingeborenen durch mühsame und undankbare Erziehungsarbeit dazu vor, daß sie ein Bedürfnis nach Zivilisation bekommen, die Befriedigung desselben wird durch englischen Handel vermittelt werden. — Die Bahn von Osten her, von Mombassa, an den Nyanza ist fertig. Von Süden her kommt eine Bahn aus Kapstadt an den Nyassa und Tanganyika, von Norden her kommt ihr eine Bahn aus Kairo entgegen, von Westen her wird der Kongostaat bauen, alle streben an die Seen, weil dort der Schwerpunkt Zentralafrikas liegt. Wir lassen uns nicht einmal von Privatleuten Bahnen bauen, die den Staat nichts kosten. Die Engländer haben viel größere Schwierigkeiten beim Bau ihrer Bahnen zu überwinden als wir. Mit allen Mitteln, heimlich und gegen unsre Gesetze, haben sie Arbeiter aus unserm Gebiet gezogen. Die armen Menschen sind zu Tausenden Hungers gestorben, weil die englischen Untertanen selbst nichts zu essen hatten. Wir dagegen können von den Bezirken Tabora und Muanza aus ohne Schwierigkeiten so viel Arbeiter stellen, als verlangt werden, pro Tag und Kopf kosten dieselben 10 bis 20 Pfennig, im Bezirk selbst können die Steuerarbeiter völlig kostenlos zur Bahnarbeit gestellt werden, wenn die Regierung selbst baut.

Wenn hier noch von der Wertung der Seengebiete gesprochen werden soll, so will ich nur kurz einige Exportartikel des Nyanza-Gebietes erwähnen: Elfenbein, Gold, das mehrfach in genügender Menge nachgewiesen ist, Kaffee, wofür am Westufer ein vorzügliches Pflanzgebiet ist, Kautschuk, wertvolle Hölzer.

Bergmännische Betriebe werden u. a. am Ostufer zweifellos entstehen, z. B. am Oberlauf des Mara. Aber die Kolonie könnte die

Importartikel, durch die sie jetzt von Indien her ausgebeutet wird, selbst produzieren, wenn sie einige Industrie hätte. Importiert werden vorzugsweise Baumwollstoffe. In Afrika wächst Baumwolle, wir selbst haben in unserm Garten sogar sehr gute gezogen. Die Neger am See verstehen auch Stoffe daraus zu weben, sie tun es nur selten, weil sie zu träge dazu sind. Sie tragen Ziegenfelle oder die oft geringwertigen Stoffe, die ihnen von Händlern gegen Vieh eingetauscht werden. Warum soll es nicht möglich sein Baumwollenplantagen anzulegen und Webereien einzurichten? Wasserkräfte wie der Ragera können die größten Fabriken betreiben, und die Arbeitskräfte sind sehr billig. — So ist es auch mit den Ölfrüchten. Sesam, Erdnuß und Ölpalme lassen sich im großen Stil anbauen. Die Neger verstehen das Öl auf sehr einfache Weise zu gewinnen: Einen oben abgerundeten Stein erhitzen sie und legen ihn in eine Pfanne. Aus zerstampften Erdnüssen werden Kuchen geformt und auf den heißen Stein gelegt, das Öl läuft ohne weiteres am Stein herunter in die Pfanne hinein. Das sind zwei Beispiele aus vielen, die beweisen, daß im Lande selbst Industriezweige in die Höhe kommen können, wie es mit der Salzfiederei und Eisengewinnung jetzt schon einigermaßen der Fall ist.

Man sieht wohl, wie nahe diese Dinge mit der Zukunft der Kolonie zusammenhängen. Die politische Zukunft ist geknüpft an die wirtschaft-

liche Abhängigkeit. Als die Engländer von unserm Handel abhängig waren, hätten wir Bahnen haben sollen und wir hätten über das Schicksal Zentralafrikas entschieden. Bei den jetzigen Verkehrsmitteln sind wir gebunden auf unabsehbare Zeit.

Die Karawanen schleichen nach wie vor durch das Land und gebrauchen 60 bis 90 Tage zu dem Marsch von der Küste an den See, oder auch einmal 99 Tage, wie es mit einer Regierungskarawane vorkam, die ohne Europäer marschierte. Jedes Pfund kostet 1 Mk. Transport, Lasten über 60 Pfund zu befördern gehört zu den Schwierigkeiten.

Überschreiten einer Furt.

Stapellauf der Aluminium-Dampfpinasse Ukerewe.

Kapitel 5.

Schiffahrt und Post.

Die Fahrt auf dem See geht noch wie zur Zeit des edlen Dulders Odysseus vor sich, als Küstenfahrt. Des Abends wird an Land gegangen und das Zelt aufgeschlagen; am andern Morgen wird alles wieder an Bord geschafft und die Fahrt geht weiter, — wenn der Wind gut ist. Quer über den See ist noch kein Mensch gefahren. Bisher hat es noch kein Schiff gegeben, mit dem man die Fahrt wagen konnte. Auf dem See schwimmen erst seit neuester Zeit zwei ansehnlichere Dampfer. Sie gehören den Engländern und sind zu dem Zweck gebaut, die mit der Bahn nach Port Ugowe beförderten Waren weiter nach Uganda zu transportieren. In Muanza sind drei größere Fahrzeuge stationiert: Ein Segelboot, das von einem deutschen Schiffbauer auf der Insel Ukerewe gebaut ist, es fährt mit zwei Segeln und einem Klüver und kann von der Bemannung mit 10 Rudern bewegt werden. Nahoza, d. h. Schiffsführer, ist ein Neger, Muhinna, der erfahrenste Schiffer am See. Die Station hat von eingeborenen Schiffbauern eine Dhau nach Araberart bauen lassen, die recht gut segelt, aber nur mangelhafte Rudervorrichtung hat. Das schönste Fahrzeug der Station ist die neue Aluminiumdampfpinasse, die wir zum besten Teil dem Fürsten zu Wied verdanken. Ein zierliches Fahrzeug, das uns endlich ermöglicht eine annähernd berechenbare Fahrt auf dem See zu unter-

nehmen. Während wir früher auf der Fahrt nach Bukoba 8 bis 14 Tage gebrauchten, je nachdem der Wind gut war, fahren wir jetzt in 2 bis 3 Tagen nach Bukoba, in 3 Tagen nach Schirati. Geführt wird das Schiff von einem europäischen Maschinisten von der Gouvernementsflottille. Die Maschine wird unter seinem Kommando von einem Araber bedient, dem eine Anzahl Schwarzer als Heizer Hilfsdienste leisten. Es ist undenkbar, daß das Schiff ohne einen europäischen vollständig durchgebildeten Seemaschinisten fahren kann. Die Maschine ist sehr fein konstruiert und sehr kompliziert, das Aluminium erfordert ebenfalls fachkundige Behandlung. Zur Lastenbeförderung ist der Dampfer nicht geeignet. Da die Maschine in der Mitte liegt, so ist nur die vordere Hälfte der Pinaß zum Aufenthalt für Europäer geeignet und nur im Notfall können, wie ich es einmal anordnen mußte, drei Europäer außer dem Maschinisten dort untergebracht werden. Der Raum hinter der Maschine kann nur Negern als Aufenthalt zugemutet werden, diese fühlen sich vielleicht sogar wohl, weil es gut warm ist und weil sie auf reine Luft kein Gewicht legen.

Für den Viktoriasee würde ein Idealschiff sein: der früher von der Antislavereigesellschaft gekaufte und für den See bestimmt gewesene Dampfer „Dr. Karl Peters“, der jetzt an der Küste als Kohlenschiff fährt. Für jetzige Zeiten würde der Vorschlag in Erwägung zu ziehen sein, daß man auf der Insel Ukerewe Holzschiffe baut und diese mit Segeln, Rudern und einer ganz rohen Dampfmaschine versieht, die so einfach und derb ist, daß sie von einem intelligenten Neger bedient werden kann, sie muß mit Holz geheizt werden, Ersatzteile müssen leicht eingesetzt werden können. Auf Fahrgeschwindigkeit braucht nicht viel Gewicht gelegt zu werden. Man sollte auch kleine Segelboote mit Schwert bauen. Am Nyanza ist das Segeln bei den Eingeborenen überhaupt nicht üblich. Zur Beförderung von Negern, z. B. Askari und Lasten werden immer noch die Ruderboote der Eingeborenen mitverwendet, ebenso für die Postbeförderung, aber die Boote sind sehr mangelhaft und es ist schon oft vorgekommen, daß die Bastnähte, mit denen die Bretter zusammengehalten werden, der ganzen Länge nach reißen und der Inhalt des Bootes versinkt. Auf dem Grunde des Nyanza liegt schon viel begraben.

Die Post funktioniert auch in Afrika so gut, als dies überhaupt möglich ist. Alle 14 Tage kommt ein Reichspostdampfer der Deutsch-

ostafrika-Linie (D.O.A.L.) aus Europa an, alle 14 Tage geht einer dorthin ab. Dem entsprechend setzen die Innenstationen ihre Posttage so fest, daß die Postsachen rechtzeitig zum Dampfer in Daresßalaam ankommen. Die Stationen Bukoba und Schirati schicken Postboote nach Muanza, die mit guten Ruderern bemannt und unter Aufsicht eines zuverlässigen Askari gestellt sind. Die Boote fahren nur vier Tage. Die Station Muanza hielt zehn Postboten. Am Posttag gingen jedesmal zwei Mann mit versiegelten Postsäcken nach Tabora ab. Sie

Ruderboote der Eingeborenen.

waren bewaffnet mit einem Karabiner Modell 71 und erhielten einen Schein auf dem die Abgangszeit eingetragen war. In Tabora liefern die Postboten ihre Brieffsäcke ab und warten, bis sie mit anderen aus Daresßalaam eingetroffenen Postsachen nach Muanza zurückgeschickt werden. In Tabora sammelt sich die Post vom Nyanza, Tanganyika und von vielen Missionen, sodaß von dort schon eine ganze Karawane von Postboten nach Kilimatinde geht, von dort geht es weiter nach Mpapua, Kilossa, Daresßalaam. Jede Station hält ihre eigenen Postboten und schickt diejenigen der Nachbarstation (nach dem Innern zu) mit den von der Küste her eingegangenen Postsäcken zurück. Mit dem Postdienst ist der Zahlmeister betraut; in dessen Vertretung kann natürlich jeder andere Europäer zum Postmeister werden und da es vorkommt, daß

man ganz allein auf der Station ist, so weiß man an einem Posttag, namentlich wenn die Post aus dem Innern und die von der Küste gleichzeitig eintreffen, oft nicht, wie man mit der Arbeit fertig werden soll. In Tabora war eine Zeit lang der Arzt ganz allein auf der Station und kam arg ins Gedränge. Als nun zu allem übrigen die Post mit einer außerordentlichen Arbeitslast über ihn hereingebrochen und mit Mühe bewältigt war, schrieb er ganz resigniert ein Gesuch an die Postdirektion zu Darassalaam: Hohe Postdirektion wolle ein Einsehen haben und bedenken, wieviel Arbeit das Zusammenströmen der Post aus dem größten Teil der Kolonie in Tabora verursache. Man wolle geneigtest in Erwägung ziehen, ob dazu nicht ein besonderer Postbeamter in Tabora angestellt werden könne oder ob man nicht — da ja weibliche Postbeamte weniger kostspielig seien — statt dessen einen oder zwei weibliche Postbeamte dorthin versetzen könne. — Tableau!

Der Postdienst hat so gut wie nie versagt, er hat auch die denkbar kürzeste Beförderungszeit erzielt. Während auf die Marschdauer eines Europäers von der Küste nach Muanza jetzt amtlich 67 Tage gerechnet werden, geht die Post nur 32 bis 35 Tage, dabei müssen die Postboten freilich streng angehalten werden, daß sie ihrer Pflicht gemäß so schnell wie möglich marschieren. Sie werden möglichst wenig belastet, haben lange Ruhepausen und sind mit einem für Neger reichlichen Gehalt von 10 Rps. (14 Mk.) monatlich angestellt. Man kann also schon etwas verlangen. Der Dienst als Postbote ist sehr begehrt, es ist fortwährend Andrang dazu, man kann die besten Leute dazu auswählen.

Die Ortspolizei in Muanza wird durch einige zuverlässige Askari versehen, die durch Abzeichen erkenntlich sind. Sie tragen ihre gelbe Uniform, eine rote Schärpe und an der Kopfbedeckung einen großen Messingadler, gehen mit umgeschnalltem Seitengewehr und führen eine Nilpferdpeitsche. Sie haben auf den Straßen Tag und Nacht und auf dem Markt während der Verkaufszeit für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen und die Marktsteuer einzuziehen. Bei der Abfahrt und Ankunft von Booten mußten sie die Zollkontrolle unterstützen. Es bestand ein hoher Zoll für Rinderausfuhr und ein Verbot Arbeiter auszuführen. Das letztere machte eine strenge Kontrolle nötig, da die Engländer großen Mangel an Arbeitern hatten und die Beschaffung von solchen offenbar sehr gut bezahlten.

Der Zoll kam weniger für Muanza als für das nahe der Grenze gelegene Bukoba in Betracht. Dagegen waren verschiedene Steuern eingeführt. Jagdscheine für gewöhnliche Jagd werden nur von Europäern gelöst, sie kosten 5 Rps. Gewerbsmäßige Elefantenjagd kann auf Grund eines Jagdscheines für 500 Rps. betrieben werden, der Jäger darf dazu 25 Leute mit Schußwaffen mitnehmen. Wer ohne solchen Schein Elefanten schießt, muß von jedem erlegten Tier einen Zahn abgeben oder 100 Rps. bezahlen. Ferner besteht eine Stempelsteuer. Die geschäftskundigen Araber und Jnder sind gewiegt genug, um, dankbar für die Rechtssicherheit, die Stempelsteuer auf ihre Urkunden unbedenklich zu bezahlen. Ebenso schätzt jeder die Sicherheit, welche ihm ein Karawanenschein bietet. Die Station erhebt dafür 1 Rp. Der Schein braucht zwar nicht gelöst zu werden, aber es marschirt kaum ein Neger oder Araber ab, ohne einen Erlaubnisschein für seine noch so kleine Karawane zu lösen. Eine Vergnügungsteuer von 1 Rp. wurde erhoben, wenn länger als bis 9 Uhr Nachts getanzt und musiziert wurde. Die Marktsteuer ist schon oben erwähnt, sie beträgt 10 Prozent. Die Waren sind äußerst billig und doch kam aus dieser Steuer täglich mehr als 15 Rps. ein. Die Schlachtsteuer betrug für jedes Rind 1 Rp. Es wurden täglich 2 bis 4 Rinder für den Marktverkauf geschlachtet. Hier sei nebenbei erwähnt, daß das Schlachten unter sanitärer Kontrolle stand. Das zu schlachtende Vieh wurde dem Arzt vorgeführt, und wenn es für gesund befunden wurde, unter Aufsicht eines Polizisten im Stationschlachthaus sofort geschlachtet. Der Arzt kontrollierte dort nochmals, ob das Fleisch gesund war. Was nicht ganz einwandsfrei war, durfte nicht auf den Markt, sondern wurde an Arme abgegeben, die dafür nur etwas Kartoffeln von ihren Feldern zu geben brauchten.

Aluminiumdampfer.

Auszug zum Kriege.

Kapitel 6.

Regierung und Eingeborene.

Alte Heze.

Alles bisher geschilderte spielt sich nur im engen Stationsbezirk ab. Wir haben nun noch einige Einrichtungen zu besprechen, die für das Leben der eingeborenen Stämme von tief einschneidender Bedeutung sind: Die Gerichtsbarkeit und die Hüttensteuer. Dadurch kommen die Europäer als Herrschende in Beziehung zum ganzen Lande, und um zu sehen, wie sich ihre ganze Tätigkeit aufbaut, mag hier eine Schilderung der ursprünglich vorhanden gewesenen Verwaltungs- und Verfassungszustände vorausgeschickt werden.

Der Ausdruck Kolonie trifft auf Deutsch-Ostafrika nicht zu, es ist ein Schutzgebiet. Herrn des Landes sind die Sultane. Das tatsächliche Verhältnis ist jedoch so, daß die

Sultane Verwaltungsbeamte der deutschen Regierung sind. Sie haben die Rechtsprechung nach Landesbrauch in leichteren Fällen und die Steuereintreibung für sich und für die Station auszuüben. Ihre politische Macht, die sich früher in Eroberungskriegen Luft machte, ist völlig gebrochen.

Im Waffukuma-Gebiet hat der Sultan wenig Macht und Ansehen. Seine eigenen Untertanen verklagen ihn oft bei der Station und legen in Fällen, wo der Sultan sie zu einer Strafzahlung verurteilt hat, in der Form Berufung ein, daß sie ihren eigenen Herrscher mit allerlei Beschuldigungen, die oft erlogen sind, zu verklagen suchen. Sehr gern entziehen sie sich seiner Macht, indem sie in ein benachbartes Land übersiedeln. In manchen Gebieten ist der Sultan überhaupt nur noch Regenschmacher, und wenn lange kein Regen kommt, so betrachten die Untertanen dies als zureichenden Grund, um den Sultan, der keinen Regen herbeizaubern kann, abzusetzen und aus dem Lande zu jagen. Der Regenschmacher besteht darin, daß der Sultan hinter dem Dorf in einem verschwiegenen Winkel einige Töpfe stehen hat, in die er Feuersteine, Kieselsteine und Tierzähne hineinlegt. Besonders wirksam sind Bergkristalle, deren Name mvua geradezu Regen bedeutet. In die Töpfe wird Wasser geschüttet. Wenn der Sultan Regen machen will, so nimmt er ein Schilfrohr und bläst in das Wasser, daß die Blasen aufsteigen. Wohlweislich wartet er aber, wenn irgend möglich, so lange damit, bis Wolken aufziehen, die Regen versprechen. Tritt derselbe ein, so wird die Zaubermacht des Sultans auch sein politisches Ansehen steigern; bleibt der Regen aus, so gibt es allerlei Ausreden: Irgend ein feindlicher Dämon, Zauberer oder eine Hexe haben den Regenschmacher verdorben.

Der Sultan hat einige Dörfer, Residenzen, in denen er durch das übliche patriarchalische Verhältnis noch am meisten Macht besitzt. Die Leute, die in diesen Dörfern wohnen, werden als seine Kinder bezeichnet, sie gehören gleichsam zu seiner Sippe. Das können freie, selbständige Besitzer, Freigelassene oder Sklaven sein, es besteht kaum ein merklicher Unterschied. Man hört eigentlich im Waffukuma-Gebiet nie von einem Menschen, daß er Sklave sei, er nennt sich Kind desjenigen, in dessen Dienst er steht. Der Dienst ist bequem, er besteht im Bebauen des Ackers, im Austreiben des Viehs, Häuserbau, Botengängen. Diese Dienste verrichten aber die übrigen „Kinder“ der Reichen, die nicht Sklaven sind, ebenso gutwillig wie diese.

Würde noch Sklavenhandel getrieben werden, so würde sich der Sultan freilich kein Gewissen daraus machen, aus Habgier oder aus Angst vor den Sklavenhändlern Leute, deren er habhaft werden kann und die sich nicht mit Erfolg widersetzen, in die Sklaverei zu verkaufen,

und zwar unterschiedslos, Sklaven wie Freie. Mit einem Wort, der rechtliche Begriff „Slave“ ist gänzlich unausgebildet. Von dem menschenunwürdigen Dasein eines Sklaven kann nun überhaupt gar keine Rede sein; ich wenigstens wüßte nur einen Fall, in dem beim Schauri ausdrücklich betont wurde, daß ein Menschenkind Sklavin wäre, aber was dieser Sklavin mit ihrem Herrn begegnete, hätte ihr auch zustoßen können, wenn sie frei gewesen wäre.

Die Geschichte ist für fromme Gemüter erbaulich und ich will sie erzählen:

Eines Tages kam ein junges Weib zur Station gelaufen und begehrte Schutz gegen den Sultan Makongolo von Muanza, dieser wollte sie vergiften. Nun steht Makongolo in dem angenehmen Rufe, diese Praxis ausgiebig geübt zu haben. Wir ließen ihn kommen, er traf mit seinem Gefolge ein und hörte unter Zeichen knirschender Wut, wessen er wieder einmal beschuldigt wurde. Er wies den Verdacht von sich, und es ließ sich auch gar kein Verdachtsmoment ausfindig machen, außer der rasenden Angst des Weibes. Wir erklärten ihr, sie könne doch weggehen aus Muanza, wenn sie Furcht habe; darauf erwiderte sie, das dürfe sie nicht, da sie Makongolos Sklavin sei. Das war denn freilich schlimm, wir mußten sie ihrem rechtmäßigen Besitzer überweisen. Ein paar Kerle aus Makongolos Gefolge packten sie an den Armen und zerrten sie weg, sie sträubte sich heftig, wand sich hin und her, die losen Kleider fielen herunter beim Ringen mit den Männern; das Weib lag kniend am Boden, sie schrie nicht und sprach nicht, aber sie richtete ihre weit aufgerissenen Augen starr auf uns und flehte stumm um Schutz.

Wir, der Hauptmann S. und ich, waren nicht weichlich, aber wir konnten den Anblick nicht ertragen. Wir winkten den Männern, daß sie das Weib losließen und grübelten, ob sich nicht ein Ausweg fände. Einer fragte den Häuptling, ob er denn Wert darauf lege, das Weib zurückzubekommen. Er erwiderte: Durchaus nicht; da sie ihm solche Angelegenheiten bereite, sei er froh, wenn er sie los würde. Das war ja günstig, aber wir durften doch als Richter das Gesetz nicht beugen; und die Sklavin einfach freizusprechen, wäre ein Gewaltakt gewesen. Gerade in Afrika, wo man so leicht zum Selbstherrscher wird, muß man sich streng überwachen und auch vor der kleinsten Ungesetzlichkeit hüten. Da bekam S. einen rettenden Gedanken: „Was meinen Sie,

wenn wir das Weib loskaufen?" — „Das geht.“ — Wir holten aus der Messe einen kleinen Leierkasten, boten diesen dem ergrimten Häuptling an, er nahm ihn selbst unter den Arm und zog mit Leierkasten und Gefolge ab. Das Weib war frei. Sie verlor sich bald aus unsern Augen. Wie wir später hörten, ist sie auf eine Missionsstation gegangen, wo sie ja auch am besten untergebracht war. —

Der Sultan, in Ussukuma Temmi genannt, kann, wenn er klug und energisch ist, selbstverständlich auch in seinem ganzen Lande, wirkliche Macht ausüben, er kann seine Unterhäuptlinge, manangwa, in Botmäßigkeit erhalten. Die Manangwa beherrschen Teilgebiete des Landes, ein oder mehrere Dörfer, sie können auch so mächtig sein, daß sie ein großes Gebiet beherrschen und tatsächlich unabhängig sind, wie z. B. manangwa Mpuya im Nera-Gebiet, ein schöner stattlicher Mann mit einem großen und reichen Lande, das er gut in Ordnung zu halten versteht; seinen Dörfern, Feldern und Herden sieht man den Wohlstand an. Er gilt als sehr mächtig und untersteht dem Temmi von Nera nur nominell. Das Land Nera ist für die Kenntnis des Negercharakters besonders lehrreich. Der dickköpfige, mißtrauische, bösertige, widerspenstige Bauerncharakter des Ussukuma findet hier seinen Typus. Die Neraleute haben sich gegen die eindringende Kultur immer besonders lichtscheu benommen. Das Land ist sehr groß und konnte den Zugang zum See von Tabora her durch eine ansehnliche Kriegsmacht abschließen. Der frühere Temmi war mächtig in seinem eigenen Lande und stellte sich feindselig gegen die Weißen. Bischof Hirt hat früher noch Nachmärsche machen müssen, um unbemerkt durch das Neragebiet hindurchzuschleichen. Jetzt ist der Widerstand gebrochen, aber noch vor einigen Jahren waren wiederholte Strafexpeditionen nötig. Als der alte Sultan gestorben war, sollte sein nächster Verwandter Sultan werden. Ein Offizier wurde hingeschickt, um den Akt der Einsetzung feierlich vorzunehmen. Er untersuchte die verwandtschaftlichen Verhältnisse und fand als nächsten Verwandten des verstorbenen Sultans einen großen starken, aber etwas blöden Menschen, namens Mange, heraus. Zum Herrscher war dieser nicht geeignet, aber der Einsetzung stand nichts im Wege, die Neger wählen oft energielose Leute zu Herrschern. Mange sollte also eingesetzt werden. Die Askari traten an, die Kriegsflagge wehte, sämtliche Manangwa und viel Volk stand umher. Der Offizier rief Mange auf. Da wollte Mange nicht vortreten, er versteckte sich in den

Volkshaufen und mußte mit Gewalt in den Kreis geschleppt werden. Jetzt ist er regierender Sultan, genießt aber wenig Ansehen. Dazu kommt, daß die Neraleute fast offenkundig einen andern Menschen als ihren rechtmäßigen Sultan bezeichnen, während Mange Sultan für die Station ist. Der andere Sultan würde ebenso minderwertig wie dieser sein, er ist arm und bittet um geistige Getränke. Das große Land steht tatsächlich unter Mange und erhält durch seine Vermittlung von der Station aus die notwendigen Befehle, die an die Manangwa weitergegeben werden. — Ähnlich wie in Nera ist es in dem reichen Usmao, wo Manambiti der Station gegenüber Sultan ist. Der Negersultan tritt kaum hervor und doch halten die Usmao-Leute daran fest, daß sie ihren eigenen geheimen Sultan haben.

Diese eigentümlichen Verhältnisse haben wenig zu besagen und doch kommt darin eine latente Macht zur Geltung, die sich verborgen hält, sodaß sie vom Europäer schwer bemerkt wird. Diese Macht ist verkörpert in den Wassumba watale. Der Stamm des Wortes Wassumba bedeutet Sitz, Stuhl, watale heißt groß. Man kann also sagen „die Großsitzer“ oder „die Altangesessenen“. Es sind die Uringesessenen, diejenigen, welche die Landschaft zuerst in Besitz genommen und bebaut haben. Um das zu verstehen, muß man sich die allereinfachsten Vorgänge der Bewirtschaftung und Besiedelung vergegenwärtigen: Ein Negerdorf mit seinen umliegenden Ländereien, die Felder in nächster Nähe, das Weideland in nächster Umgebung. Die Dorfbewohner vermehren sich, jeder baut sich ein Haus, es wird im Dorf immer enger, der Ackerboden wird einerseits erschöpft, andererseits dehnen sich die Äcker immer weiter aus. Es kommt dahin, daß Leute auswandern müssen, sie gehen in die unbebaute Steppe und siedeln sich dort an, zuerst einzeln, dann mehr, es entsteht ein neues Dorf, eine neue Landschaft. Diejenigen nun, die als erste Ansiedler gekommen sind, behalten ihr Ansehen als solche; es sind selbstverständlich verhältnismäßig mutige und unternehmende Männer gewesen, die sich einiges Ansehen zu geben und zu bewahren wissen. Sie heißen Wassumba watale. Sie bilden eine stille, aber große Macht, die ständig wirksam ist, auch wenn sie nicht hervortritt. Sie geben Rat und geben die Gesamtstimmung der ganzen Bevölkerung an. Sie sind den neuen Einflüssen abhold, sie lehnen die Eingriffe von außen her ab, sie stimmen gegen alles Fremde, sie sind die geschworenen Feinde der Weißen. Die Wassumba watale

können durch ihren latenten Widerstand den Sultan zu einem Verhalten zwingen, das ihnen genehm ist. Da sie nicht handelnd hervortreten, sind sie nicht greifbar, vor den Fremden ziehen sie sich scheu zurück. Sie sind die Verkörperung des rückständigen Volkscharakters. Noch eine zweite dunkle Macht arbeitet dem kulturbringenden Europäer entgegen: Das ist der tiefsitzende Aberglaube, die einzige Religion, die der Neger im vollen Umfange kennt und anerkennt. Sie verkörpert sich in den Zauberern. Der Zauberer sieht mit Recht im Europäer seinen größten Feind. Der Zauberer — oder Arzt — ist geachtet und gefürchtet. Er wird für seine Tätigkeit reich belohnt, wenn er in Krankheitsfällen die unsinnigsten Zaubereien vollführt, wenn er gegen Tod und böse Geister Fetische und Amuletts in Gestalt von kleinen Antilopenhörnern oder Holzklöben verkauft, wenn er die Kornfelder bespricht und das Viehsterben bannt. Er kann durch Zauberei Löwen, Schlangen und Krokodile anstiften, daß sie Menschen umbringen, daher fürchtet jeder die Feindschaft des Zauberers und erkaufte sich seine Freundschaft, wenn er vor irgend etwas Angst hat, vor Feuer, Wasser, wilden Tieren oder feindlichen Menschen, vor Gift und Tod. Wenn ein Neger seinen Feind umbringen will, so wendet er sich an einen Zauberer; wird dieser gut bezahlt, so findet er schon Mittel und Wege, wie der betreffende Feind zu beseitigen ist. Wenn eine Schurkerei im Gange ist, bei Aufständen z. B., steckt immer ein Zauberer hinter der Sache. Kein Stamm wird in den Krieg ziehen, wenn der Zauberer nicht vorher Kriegszauber gemacht und dafür gesorgt hat, daß die Gewehre der Europäer nicht Feuer und Blei ausspeien, sondern ganz gewöhnliches Wasser, daß die Gewehre nicht losgehen, daß die Speere der Feinde stumpf werden und dergleichen. Insofern ist der Zauberer eigentlich immer Rädelshörer bei Aufständen, wenn auch oft gegen seinen Willen; denn ursprünglich beabsichtigte er wohl nur in Friedenszeiten sein einträgliches Gewerbe zu betreiben und weiß nur zu wohl, daß ihm der Kriegszauber, wenn er nichts hilft, schlecht bekommen kann. Er wird aber durch seine früheren Sünden gezwungen weiter zu sündigen. Wollte er sich weigern Kriegszauber zu machen, so wäre sein Ansehen dahin. Man würde ihn nicht mehr fürchten, die vielen Feinde, die ihm sein Beruf zugezogen hat und die nur durch die Furcht vor seiner Zaubermacht zurückgehalten werden, würden Rache an ihm nehmen.

Der Zauberer wird bei allem zu Räte gezogen und steht natürlich

den Wassumba watale durch Seelenverwandtschaft am nächsten. Die aufgeklärten Leute, die mit den Europäern in freundschaftliche Beziehung treten, fürchten ihn zwar so weit, daß sie ihn nicht verraten, aber sie entziehen sich seinem Einfluß doch mehr und merken nur zu gut, wie wenig zuverlässig der ganze Zauber ist. Die Europäer benutzen natürlich jede Gelegenheit, um den Leuten die Unsinngkeit ihres Aberglaubens zu demonstrieren. Ein Zauberer, der an einem blutigen Auf-

Kriegstanz des Häuptlings Mapuli und seiner Krieger.

stand schuld war, wurde im Gefecht gefangen und an Ort und Stelle standrechtlich zum Tode verurteilt. Als abschreckendes Beispiel wurde er im Feindesland an einem Baum aufgeknüpft.

Die Wassumba watale und die Zauberer verkörpern also die dunkeln Mächte, die unseren Arbeiten im Wege stehen, sie wirken im Innern des Landes, nach außen treten andere Leute hervor. Der Sultan hat immer einige kluge Leute bei sich im Gefolge, die ihm mit Rat zur Seite stehen. Diese wissen sich mit der neuen Zeit abzufinden, sie treten dem Europäer frei und offen gegenüber, sie haben Verständnis für seine Absichten und raten bei ihren Stammesgenossen zum Frieden und zum Gehorsam. Auch in dem schwer zu behandelnden Nera gibt

es solche Leute, wie die Manangwa Simba und Kitulla. Der letztere ist ein sehr geschickter, vernünftiger und zuverlässiger Mann mit dem sich reden und rechnen läßt. An ihn wenden sich auch die europäischen Kaufleute, wenn sie Träger gebrauchen, Waren verkaufen oder Vieh kaufen. Er unterhandelt immer geschickt und weiß ein energisches Wort mit seinen Leuten zu reden.

Neben der Einrichtung dieser Ratgeber, Akida, wie sie in manchen Gegenden heißen, besteht in Muanza eine von den Waheia-Königen entlehnte Einrichtung, die etwa unsern Gesandtschaften entspricht und speziell dazu dient, die Verbindung der Station mit den einzelnen Ländern zu vermitteln, die geniale Einrichtung der Ratifiro.

Jeder Sultan ernennt einen intelligenten Mann, der sein Vertrauen genießt zum Ratifiro. Die Ratifiro wohnen auf der Station als Vertreter ihres besonderen Landes und Sultans. Lange Zeit hatten wir nur 10 bis 15, jetzt ist ihre Zahl fast auf 40 gestiegen, denn jeder kleine Sultan erkennt den Vorteil, der ihm daraus erwächst, wenn er ständige Verbindung mit der Station unterhält. Die Ratifiro bauen ihre Hütten in Muanza und zwar der Bauvorschrift entsprechend auf einem bestimmten Platz neben dem Askaridorf, so entsteht das Ratifirdorf. Die Ratifiro bekommen ihren Lebensunterhalt aus ihrem Lande geliefert. Erst wenn sie längere Zeit hindurch sich bewährt haben, wird ihnen als Abzeichen eine rote Schärpe und später ein Messingadler verliehen, den sie am Fes tragen dürfen. Diese Bevorzugten beziehen auch ein kleines Gehalt von 5 Rps. monatlich aus der Stationskasse. Die Aufgaben des Ratifiro sind so vielseitig, daß sie hier nur kurz skizziert werden können.

Er ist Vertrauensmann seines Herrschers und seiner Stammesgenossen in allen Angelegenheiten, in denen diese mit der Station zu tun bekommen, also bei politischen Unterhandlungen, Steuererhebung, polizeilichen Anordnungen, Wegebau, Prozessen und dergl. Der Ratifiro ist für seine Landschaft Gerichtsbote und Steuereinnnehmer, bei Gerichtsverhandlungen für seine Landsleute Dolmetscher; sie sind auch bei ihm zu Gast, wenn sie auf der Station zu tun haben. Werden Strafexpeditionen unternommen und dazu Hilfsvölker aufgeboden, so führt der Ratifiro seine Landsleute an. Bereist der Stationschef ein Gebiet, so begleiten ihn die Ratifiro, deren Länder besucht werden, um dort als Dolmetscher zu dienen, über Land und Leute Auskunft zu geben und den Eingeborenen Befehle mitzuteilen. Für Notfälle bilden schließ-

lich die Katikiro auch eine kleine Reservetruppe, die zur Bewachung und Verteidigung der Station verwendet und mit Karabinern bewaffnet wird. Die eigentliche Bestimmung des Katikiro ist aber, daß er über all und jedes Ding, was in seinem Lande vor sich geht und sich darauf bezieht, auf dem Laufenden ist, über alles, was dem Europäer zu wissen wichtig ist, auf Befragen Auskunft gibt oder womöglich selbst Bericht erstattet. Von allem was der Sultan und dessen Untertanen erfahren sollen, muß sie der Katikiro benachrichtigen. Seine ganz spezielle Aufgabe liegt im „Schauri“.

Station Kilimatinde.

Kapitel 7.

Gerichtsbarkheit.

Katifiro.

Das Wort Schauri besagt sehr vieles: Eine kleine Besprechung, eine Zusammenkunft, eine Versammlung, ein Gerichtstag, eine Gerichtssitzung, ein Prozeß, eine politische Unterhandlung. Das Schauri ist die Tätigkeit, in der ein Stationschef seine wichtigste Aufgabe sieht. Im Schauri hat er Recht zu sprechen und seinen Willen kundzutun. Im Schauri zeigt sich, ob er Fühlung mit den Eingeborenen hat, hier kommt alles zur Sprache was in seinem Bezirk vorgeht, hier kann auch jeder einzelne Mann seine Klagen vorbringen. Das Schauri findet in einer offenen Rundhütte statt, sie steht auf einem freien Platz. Die Türöffnung ist weit, die Wand reicht an den Seiten bis zur Brusthöhe. An der Hinterwand steht der Tisch und die Stühle für den Richter

und seine Beisitzer. Das Schauribuch, Tinte und Feder sind auf dem Tisch geordnet. An den Seitenwänden sind Bänke angebracht, auf denen die reichgekleideten Jnder und Araber und andere angesehene Farbige sitzen. Europäern, die der Sitzung bewohnen wollen, wird ein besonderer Stuhl hingesezt. Um die Hütte herum stehen in dichten

Scharen Leute aus der Bevölkerung und hören die Verhandlungen an; denn die Gerichtssitzungen sind öffentlich. Neben der Thür stehen zwei Polizeisoldaten mit roter Schärpe und blankgeputztem Messingadler, der Thür gegenüber stehen die Ratifiro, angetreten in zwei Gliedern. Etwas zur Seite sind die Kettengefangenen unter Aufsicht eines Askari aufgestellt. — Der Europäer, der das Schauri abhält, tritt auf, er hat den Degen umgeschnallt. Die Offiziere und Sanitätsoffiziere der Schutztruppe sind als Richter vereidigt.

Auf das Kommando: Stillgestanden stehen die Ratifiro stramm, sie lieben es, sich einen militärischen Anstrich zu geben. Die Araber und Jnder erheben sich von ihren Plätzen. Der Europäer grüßt dankend, nimmt hinter dem Richtertisch Platz und winkt den Leuten, daß sie Platz nehmen. Er schlägt zuerst im Schauribuch nach, welche Rechtsfälle zum zweitenmal zur Verhandlung kommen. Die Zeugen dazu sind auf den Schauritag bestellt und werden aufgerufen. Die meisten Verhandlungen drehen sich um Mord, Raub, Diebstahl, Unterschlagung, Betrug. Der Ratifiro, aus dessen Lande das erste Schauri angemeldet ist, tritt als Dolmetscher vor. Er übersetzt die Aussagen ins Kisuaheli (dies ist die Gerichtssprache), der Europäer trägt dieselben in deutscher Sprache ins Schauribuch ein. Wenn die angemeldeten Prozesse erledigt sind, wird gefragt, wer noch ein Schauri vorzubringen hat. Dann tritt einer oder der andere als Kläger auf, mit ihm der Ratifiro seines Landes. Oftmals ist auch der Angeklagte schon zur Stelle, aber meistens fehlen Zeugen. Die Verhandlung wird daher vertagt, die streitenden Parteien und die vorgeschlagenen Zeugen werden zu einem späteren Schauritage vorgeladen. Muß ein Angeklagter vorgeladen werden, so wird ein Schaurizettel ausgefüllt, den der Ratifiro bekommt, er geht mit dieser Vorladung hin, zeigt sie dem Angeklagten vor und veranlaßt ihn, sich zum Schauri zu stellen. Bei Verbrechen werden Askari abgeschickt, die mit Hilfe des Sultans oder Manangwa, oft unter Anwendung von List und Verkleidung, den Verbrecher gefangen nehmen und zur Station bringen. Der Schaurizettel wird auch den Askari als Legitimation mitgegeben.

Der Schaurizettel ist ein Blatt in Quartformat; schräg darüber hin sind die schwarz-weiß-roten Farben aufgedruckt. Dieses äußerlich in die Augen fallende Zeichen ist sehr geschickt erdacht, es wirkt auf jeden Neger. Der Schaurizettel wird nur bei wichtigen Gelegenheiten

verwendet und sorgfältig wieder eingezogen, wenn er seinen Zweck erfüllt hat. Dadurch behält der schwarz-weiß-rote Zettel eine Bedeutung, die Achtung und Gehorsam abnötigt.

Bei Strafprozessen wird nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch abgeurteilt. In Fällen, die vorläufig nach der Rechtsauffassung der Eingeborenen abgeurteilt worden sind, wird nach und nach das deutsche Recht angewendet. Man verkündet in solchem Falle nach Erledigung der Prozesse, daß in Zukunft eine Änderung eintritt und setzt die betreffende Sache des Genaueren auseinander. In zweifelhaften Fragen

Schauri.

erhebt sich auch wohl der eine oder andere Araber und verlangt Auskunft, wie dieses oder jenes bei uns beurteilt wird. Neue Gouvernementsbestimmungen werden im Schauri bekanntgegeben; soweit sie die weiteren Kreise der Eingeborenen angehen, werden die Katikiro beauftragt, Boten in ihre Länder zu schicken, die dort entsprechende Mitteilungen zu verbreiten haben. Das Schauri dient dazu, den Negern unsere Begriffe von Recht und Sitte zu vermitteln und daß nicht nur eine Berechtigung dazu, sondern die Verpflichtung vorliegt, dafür mögen einige Beispiele angeführt werden: Zuerst ein Strafprozeß. Die Verhandlung verlief folgendermaßen:

Koroforo aus Usmao bringt zur Anzeige, daß drei Weiber, Matete, Kabura und Makumirre, ein Kind des Katikiro Lunyalula ermordet haben. Die Weiber werden vorgeführt. Auf die Beschuldigung er-

widert Matete: „Ich bin dabei gewesen als Kabura ein weißes Gift in die Milch des Kindes schüttete und die Milch dem Kinde gab. Das Kind ist in derselben Nacht gestorben.“ Auf die Frage, ob sie den Mord nicht hätte verhindern können, hat Matete keine Antwort, sie ist offenbar selbst beteiligt gewesen.

Kabura sagt aus: „Ich bin die Schwester des Lunyalula und wohne in seinem Hause. Ich habe von Matumirre Gift erhalten, es in die Milch geschüttet und dem Kinde gegeben.“

Matumirre sagt aus: „Ich habe aus Kawelele-Wurzel Gift bereitet und es der Kabura gegeben.“

Man glaube nicht, daß die Verhandlung in abgekürzter Form widergegeben ist, sie ist ganz so kurz und ohne Umschweife verlaufen und erforderte kaum 2 Minuten Zeit.

Nun ein Zivilprozeß:

Ein Neger klagt gegen die Verwandten seiner früheren Frau auf Herausgabe des Kaufpreises für die Frau. Es muß hier bemerkt werden, daß Frauen in der Auffassung des Negers nur einen Besitz darstellen, der keinen weiteren idealen Wert hat. Die Frau ist ein Ding von einem gewissen berechenbaren Wert, der beim Frauenkauf abgeschätzt wird. Ein Weib kostet durchschnittlich 5 bis 10 Rinder.

Der Prozeß beginnt mit folgender Aussage des Klägers: „Ich habe vor vier Jahren von den hier anwesenden Leuten ein Weib für 10 Rinder gekauft. Zwei Jahre habe ich sie gehabt, dann gefiel sie mir nicht mehr, ich schickte sie zu ihrer Familie zurück und verlangte die Herausgabe des Heiratsgutes. Ich habe bisher nur Ziegen, eiserne Hacken und Baumwollstoff bekommen, aber nicht meine Rinder. Die will ich jetzt noch haben.“

Die Verwandten der Frau sagen aus: „Die Sache verhält sich so, wie der Mann gesagt hat. Er hat von uns 20 Ziegen, 40 eiserne Hacken und 6 Gora Gamti bekommen, aber keine Rinder.“

Die Sachverständigen erklären, daß die Ziegen, Hacken und Stoffe genau dem Wert von 10 Rindern entsprechen. Da der Mann diese Zahlung ruhig angenommen und verbraucht hat, wird er mit seiner Klage abgewiesen.

Der Verlauf dieses Prozesses wurde von den Umstehenden mit der größten Spannung verfolgt, der Fall war offenbar für ihre Rechtsauffassung sehr zweifelhaft. Die Entscheidung rief allgemeine Freude

und großen Beifall hervor. Daß der Mann sein Weib ohne eigentlichen Grund entläßt, nachdem er Jahre lang mit ihr zusammen gelebt hat, daß er den vollen Kaufpreis von der Familie zurückfordert, das entspricht dem Landesbrauch, daran nahm niemand Anstoß. Daß der Mann aber nicht die Ochsen, die er bezahlt hatte, zurückbekam, darin war ihm möglicherweise Unrecht geschehen, weil der Neger an nichts sein Herz so hängt, als an Kinder.

Dieser letztere Prozeß zeigt nicht nur, wie niedrig die Auffassung des Negers von der Würde des Menschen ist, er zeigt auch, wie zweifelhaft und unsicher seine Rechtsanschauungen dadurch sind, daß kein Gesetz feststeht, daß die Rechtsprechung bisher nur von der persönlichen Auffassung des Richters abhing, und dieser war bestechlich. Das hielt niemand für ein Unrecht. Wenn der Sultan in der glücklichen Lage war, die Gerichtsbarkeit in der Hand zu haben, und daraus seinen Vorteil zog, so war das in den Augen der Neger natürlich und selbstverständlich, jeder von ihnen würde es an seiner Stelle gerade so gemacht haben. Der Sultan ließ sich von beiden Parteien bezahlen so viel er bekommen konnte. Sein Urteil wurde davon beeinflusst oder er ließ sich davon nicht beeinflussen, sondern urteilte ganz willkürlich, da er außer von Habsucht auch noch von andern Leidenschaften beherrscht sein konnte. Ich habe mich oft erkundigt, wieviel die streitenden Parteien dem Sultan für ein Schauri bezahlen mußten. Die Kosten beliefen sich auf je 5 bis 10 Ochsen, während das Streitobjekt nur ein Ochse war. Die Waffukuma haben so recht den Charakter unserer Prozeßbauern, sonst würden sie nicht trotz der hohen Kosten so viel prozessieren.

Der oben erzählte Mordprozeß wirft ein grelles Licht auf die grauenhaften sittlichen Zustände eines Naturvolks. Man kann wohl von der Kindheit der Völker sprechen, die Neger sind überaus kindisch. Wie ein Kind, das gehört hat, es werde seine Eltern beerben, wenn sie tot seien, den Tod der Eltern herbeisehnt, in derselben kindischen Weise bewegen sich die Ideen der Neger, nur mit dem Unterschied, daß sie derartige Gedanken ganz naiv in Taten umsetzen und zu den ärgsten Verbrechen schreiten, sodaß man eher an das Seelenleben von Raubtieren als von Kindern erinnert wird. Wie es dem Raubtier natürlich ist, schwächere Tiere zu erschlagen, ebenso selbstverständlich erscheint es dem Naturmenschen, daß er mordet, raubt und stiehlt. Seine Leidenschaften sind ungezügelt, auch die Furcht, darum lügt der Neger eigent-

lich immer, z. B. wenn er sich davon auch nur den geringsten Vorteil verspricht oder wenn er einem Nachteil aus dem Wege gehen will; ehe er an die Wahrheit denkt, verfällt er sicherlich auf eine Lüge.

So sieht es mit dem Urzustand der Völker aus, und es ist unreife Schwärmerei, wenn man den Urzustand der Menschen für einen Idealzustand, für eine goldene Zeit hält, wenn man die Verbreitung der Kultur als ein Unrecht ansieht, als würde dadurch die unschuldige Kindheit der Urvölker vergiftet und zerstört, als würden die glücklichen

Wagaya im Kriegsschmuck.

harmlosen Naturmenschen dadurch dem Unglück und der Verderbnis entgegengeführt. Das Dichten und Trachten des Menschen ist böse von Natur. Wenn man rohe Menschen vor sich hat und will sie beeinflussen, so kann man dies nur, indem man mit den rohen Leidenschaften rechnet. Das muß man ernst ins Auge fassen, dann werden einem die in Afrika üblichen Strafarten: Prügel und Kette, als notwendig erscheinen.

Von vorn herein ist es jedem Europäer ein abscheulicher Gedanke, daß er einen Menschen mit der Nilpferdpeitsche schlagen lassen soll, bald aber zeigt sich, daß es nicht anders geht und daß den Negern die

Prügel gar nicht so entsetzlich erscheinen, wie uns selbst. Viele ertragen die Prügel, ohne einen Laut von sich zu geben oder sich zu sträuben; die Haut des Negers ist nicht so empfindlich wie die Haut des fein organisierten Europäers. Rachsüchtig oder auch nur übelnehmerisch ist der Neger nie, wenn er gerechter Weise gestraft wird. Er wird dadurch sogar anhänglicher. Das Scham- und Ehrgefühl ist bei den wenigsten entwickelt; wo man es vorfindet, schont man es gern, froh einen Menschen vor sich zu haben, der verspricht brauchbar zu werden. Außerdem sind die gesetzlichen Bestimmungen aufs sorgfältigste so getroffen, daß die Prügelstrafe nicht ausarten kann. Es dürfen nie mehr als 25 Hiebe auf einmal gegeben werden. Wird ein Neger zu fünfzig Hieben verurteilt, so darf dies nur in zwei Raten mit einem Zwischenraum von 14 Tagen geschehen. Bei der Vollstreckung der Strafe muß ein Arzt oder Sanitätsunteroffizier zugegen sein, der zu beurteilen hat, ob die Gesundheit des Sträflings durch die Prügel gefährdet werden kann. Die Anzahl und Heftigkeit der Prügel muß entsprechend dem Körperzustand gemildert werden, wenn es sich um schwächliche oder jugendliche Personen handelt. Die Bestrafung wird unterbrochen, wenn die Haut blutig geschlagen wird. Der Körper muß mit einem Kleidungsstück bedeckt sein. Weiber dürfen unter keinen Umständen geprügelt werden.

Früher wurden 100 und 200 Hiebe erteilt. Das war bei schweren Verbrechen und galt so gut wie eine Begnadigung statt der Todesstrafe. Wenn der Verbrecher nach empfangenen 200 Hieben am Leben blieb, so war es eben sein Glück. Es gab Leute, die solche Prozeduren anstandslos aushielten. In Ujiji wurde einmal ein Mann mit 100 Hieben bestraft. Er zählte ganz genau und zwar genauer als der prügelnde Askari. Der letztere verzählte sich und hielt nach dem 99. Hieb mit Prügeln inne. Der Sträfling hatte kein Glied gerührt jetzt als der 100. Hieb nicht kommen wollte, drehte er das Gesicht herum und sagte ganz ruhig: „bado moja,“ d. h. auf deutsch: „Noch einen.“ —

Die Kettenhaft ist die einzig mögliche Freiheitsstrafe in Afrika. Das was dem Europäer bei der Gefängnisstrafe in Einzelhaft das Entsetzlichste ist, der Mangel an geistiger Anregung, würde dem Neger etwas sehr angenehmes sein und der Mangel an Beschäftigung noch mehr. Die Kettenhaft tritt für die Gefängnisstrafe ein, indem die

Halbte der Zeit gerechnet wird, also sechs Monate Gefängnis 3 Monat Kette, die Zuchthausstrafe wird umgerechnet, indem $\frac{2}{3}$ der Zeit als Kettenstrafe zu verbüßen ist, also ein Jahr Zuchthaus gleich 8 Monate Kette. Die Handhabung der Strafe ist milde. Die Arbeit besteht gewöhnlich nur im Reinigen der Wege, Wassertragen und allenfalls im Steinetragen. Jeden Mittag lagert die Kette einige Stunden am Strande und kann sich dort ihr Essen zubereiten, baden und reichlich ausruhen, des Nachts wird sie in einer Bastion untergebracht. Geschickte Arbeiter werden Tags über von der Kette losgeschloffen und verrichten ihr Handwerk unter Aufsicht eines Askari. Im allgemeinen befinden sich die Kettengefangenen ganz wohl in ihrer Lage, ich habe sie oft lachend und lärmend angetroffen. Die Empfindung der Strafe macht sich geltend durch den Zwang, arbeiten zu müssen und nicht nach Gefallen gehen zu können. Für die Schande der Strafe haben nur einige hervorragend begabte und ehrgeizige Neger ein Gefühl. Der frühere langjährige Stationschef von Muanza kam später einmal zu Besuch an den See. Unter den vielen Eingeborenen, die ihn alle jubelnd begrüßten, kam auch ein Mensch, dessen er sich nicht erinnerte. Da half der Mann seinem Gedächtnis nach, indem er vorwurfsvoll ausrief: „Du kennst mich nicht mehr? Ich bin doch zwei Jahre bei Dir an der Kette gewesen.“

Stoßfechter.

Hausbau nach Eingeborenenart.

Kapitel 8.

Hüttensteuer.

Die Gerichtsbarkeit und die Steuererhebung sind diejenigen Einrichtungen, welche breitere Volksschichten mit den herrschenden Europäern in Berührung bringen. Es ist hier, an letzter Stelle, noch die Hüttensteuer zu besprechen, eine ganz neue Einrichtung, die einen großen Fortschritt in der Verwaltung der Kolonie bedeutet.

Früher scheute man vor der Einführung allgemeiner Steuern zurück, weil man annahm, daß die immer noch zu Aufständen neigenden Eingeborenen dadurch aufgereizt würden. Im Bezirk Muanza wurde eine geringe Abgabe landschaftsweise erhoben. Jede Landschaft lieferte im Monat einige Ziegen und etwas Korn, außerdem einen Monat lang im Jahr eine Anzahl Tributarbeiter, 50—200 Mann je nach der Größe der Landschaft. Im Jahre 1899 wurden im Innern Hüttensteuern ausgeschrieben, für jede Hütte sollten jährlich 3 Rps. bezahlt werden. Von dem Ertrag sollte die Hälfte der Gouvernementskasse zugeführt werden, die andere Hälfte sollte dem Stationschef für Anlagen und Verbesserungen in seinem Bezirk zur Verfügung stehen.

Die Durchführung erforderte viel Arbeit und einige Energie, rief aber die erwarteten Schwierigkeiten bei den Eingeborenen nicht hervor. Praktisch gestaltete sich die Einführung der Hüttensteuer so: Die Sultane erhielten Befehl die Hütten ihres Landes zählen zu lassen und die Zahl anzugeben. Ein Neger zählt nur so weit, als seine Finger

reichen, und dann die Zehner wieder, so weit die Finger reichen, also bis hundert. Die Zahl der Hütten belief sich viel höher, wie sollten die Zahlen zuverlässig festgestellt und kontrolliert werden? Das geschah in folgender Weise: Die Dorfältesten legten ein Konto an, das aus dünnen Hölzern oder Stricken von 1 Fuß Länge bestand; soviel Hütten soviel Hölzer oder Stricke wurden zu einem Bündel zusammengebunden. Der Sultan band alle Bündel zusammen und legte einen langen dicken Strick dazu, in den so viel Knoten geschlagen waren, als er Hütten besaß. Dieses Gesamtkonto wurde auf der Station abgeliefert, dort

Beginn einer Expedition.

von einem Europäer gezählt und danach die Steuer mit 3 Rps. für jede Hütte veranschlagt. Dem Sultan wurde mitgeteilt, wieviel Steuer er aus seinem Lande eintreiben und abliefern solle. Er kam dann selbst und brachte in erster Linie das bare Geld, das er in seinem Lande austreiben konnte, dann Elfenbein und schließlich ließ er Korn heranzutragen. Selbstverständlich kam nicht die ganze veranlagte Steuer ein, sondern vielleicht der dritte Teil und die Steuer wurde immer noch zum größten Teil durch Arbeitsleistung abgetragen. Auf ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs wurde nicht mit Strenge vorgegangen, wo es nicht nötig war. Der gute Wille wurde mehr geschätzt als der bare Wert. Es kam darauf an, zu sehen, wie sich die Bevölkerung bei der Steuererhebung verhalten würde, und da zeigte sich, daß wir die Leute im allgemeinen viel zu sehr nach unsrer vorgefaßten Meinung beurteilt

Sie
ach wie
abhängig
welche Logik

hatten. Es machte den Eindruck, als ob sie geradezu froh wären, daß wir endlich sagten, was wir wollten. Alle bisherigen Herren des Landes hatten ihnen abgenommen, was sie bekommen konnten. Jetzt saßen die Weißen, deren Geist ihre Begriffe hoch überragte und fast allmächtig schien, deren Waffen unbeflegbar waren, denen auch die mächtigen und klugen Araber erlagen, — die Weißen saßen Jahre lang im Lande, hielten Gericht ab, exerzierten eine vorzügliche Truppe, bauten Häuser und Wege und verlangten nicht einmal Abgaben. Das schien den Negern nicht mit rechten Dingen zuzugehen, dahinter mußte eine ganz besondere Absicht stecken, die sie sich nicht erklären konnten. Nun endlich griffen wir in den Bereich des Negerverstandes und verlangten klar und deutlich eine Abgabe. Insofern hat die Hüttensteuer geradezu beigetragen, das Vertrauen der Eingeborenen zur deutschen Regierung zu wecken und zu befestigen, und hat sich überall gut bewährt.

Wenn wir nun aber die Stationsarbeit bis in ihr letztes derzeitiges Entwicklungsstadium verfolgt haben, so bleibt doch das Bild von dem Leben und der Tätigkeit im Innern Afrikas in anderer Beziehung unvollständig, denn wir sitzen dort nicht nur auf der Station und „regieren“. Da würden wir nur langsam vorwärts kommen. Wir müssen das Land bereisen, selbst Fühlung suchen, wo sich die Eingeborenen unserm Einfluß entziehen.

So wollen wir denn von den vielen Reisen, die aus den verschiedensten Gründen unternommen werden müssen, zwei typische Beispiele herausgreifen: eine kriegerische Expedition am Ostufer des Sees und eine friedliche Seereise am paradiesischen Westufer.

Wagaya im Kriegsschmuck.

Kapitel 9.

Eine kriegerische Expedition.

Das Ostufer, vom Speefegolf nördlich, wurde erst 1898 in den Bereich der Verwaltung gezogen. Damals wurde eine neue Station Schirati angelegt, deren Haupttätigkeit in den ersten Jahren noch recht kriegerisch sein mußte; denn es ist durchaus Regel, daß jeder einzelne Negerstamm erst die Übermacht des Europäers im Kriege erprobt haben muß, ehe eine friedliche Tätigkeit beginnen kann.

Schirati liegt am Ostufer des Nyanza, etwa 30 km südlich vom 1.° f. Br. — Die Grenze zwischen deutschem und englischem Gebiet ist noch nicht festgelegt. Die Interessensphären scheiden sich so, daß der See nördlich des 1.° f. Br. den Engländern gehört und von da wo der 1.° f. Br. das Ostufer trifft, ist als Scheidungslinie der Interessensphären eine gerade Linie auf den Gipfel des Kilimanjaro zu ziehen. Wo ist nun der erste Grad im Busch zu suchen und wo denkt man sich den Kilimanjaro, wenn man 40 Tagereisen davon entfernt ist und die Grenze danach bestimmen soll? Unsere Karten enthalten erhebliche Fehler, die der Engländer noch größere. Die englischen Karten sind nach englischer Manier so gezeichnet, daß Schirati überhaupt auf englischem Gebiet liegen würde. Die sich hieraus ergebende Schwierigkeit war für die Station groß genug. Auf höheren Befehl war der Offiziersposten so nahe wie möglich bei der Grenze der Interessensphären an-

naturz
Woh!
naha!

gelegt. Von den Engländern ließ sich in diesem Grenzbezirk kein Beamter sehen. Infolgedessen hatten die Eingeborenen den natürlichen Drang, mit der deutschen Station Fühlung zu bekommen und es kamen fortwährend Gesandtschaften von Stämmen, deren Wohnsitze wir nicht kannten. Sie wollten sich der deutschen Station unterwerfen und baten um deutsche Flaggen. Von anderen Stämmen, die kriegslustig waren, ging dagegen die Sage, daß sie Gelegenheit suchten, die Europäer zu erschlagen und die Station der Weißen zu vernichten. — Um darüber

Station Schirati.

Klarheit zu bekommen, wie weit wir den Einfluß der deutschen Macht-
sphäre ausdehnen können und müssen, wollte der damalige Chef des
Offizierspostens, Oberleutnant v. Wulffen, eine Expedition unternehmen *sic!*
in das Flußgebiet des Gori, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die künf-
tige Grenze gegen englisches Gebiet verlaufen wird. Es sollte durchaus
keine kriegerische Expedition sein. Er nahm kein Geschütz mit und nur
25 Askari. v. W. war leidend, ich begleitete ihn als Arzt.

Der Gori verzweigt sich in viele Wasserläufe, er ändert seinen
Lauf indem er sich ein neues Bett gräbt, er ist also als Grenzfluß nicht
sehr geeignet. Wir überschritten ihn an einer Biegung kurz nacheinander
zweimal, indem wir kurze Zeit auf dem rechten Ufer marschierten und

dann auf das linke zurückkehrten. An der letzteren Übergangsstelle führte über den Fluß eine Art von Brücke, welche die Neger aus krummen Zweigen zusammengebaut hatten, es war eher ein Wehr als eine Brücke zu nennen. Die vielfach gekrümmten Bäume waren so durch einander gesteckt, daß sie das Wasser durchlaufen ließen, aber unter einander zusammenhielten. Mit einiger Vorsicht überschritten wir diese „Brücke“. Es dauerte eine halbe Stunde und unsere Karawane trennte sich während des Übergangs, sodaß wir bei einem Angriff in übler Lage ge-

Überbrückung des Gori.

wesen wären. Die Größe der Gefahr kam uns erst nachher zum Bewußtsein; denn wir ahnten damals nicht, daß wir gleich darauf tatsächlich angegriffen werden würden und daß wir im Begriff waren, in einen Hinterhalt hinein zu marschieren. Als die ganze Karawane übergesetzt war, ordnete sich der Zug wie gewöhnlich, einer marschierte hinter dem anderen, ich war an der Spitze der Karawane. Wir gingen auf einen klippenbesetzten Berg zu. Als wir in halber Höhe desselben angelangt waren, bemerkten wir, daß hinter den Klippen Speere aufragten. v. W. ließ durch einen Dolmetscher hinaufrufen, daß die Leute

ihre Speere niederlegen sollten. Die Antwort lautete, daß sie es nicht tun wollten. Die Karawane hielt, ich ging noch einige Schritte vor, da erscholl vor uns ein wüster Kriegsgefang: „Wir haben Speer und Schwert und Schild.“ Von allen Seiten sprangen Leute mit Kriegspu und hohen Kopfbedeckungen von langhaarigem Pelz, riesig lange Speere schwingend und sich mit Schilden aus Holz und Büffelleader deckend, hinter den Felsblöcken hervor. Hinter mir hörte ich v. W.'s Kommando: „Abteilung soll chargieren. Geladen. — Links marschiert auf. Marsch.“ Da waren die Gegner schon dicht an uns heran. v. W. schrie mir zu: „Gehen Sie zurück, Sie sind verloren.“ Ich

Wagaya im Hinterhalt.

sah einige Gegner direkt auf mich heranstürmen. In weiten Sähen kamen sie, den Kriegsgefang heulend, vom Berg herunter; ich stand ganz allein, etwas rechts und vor der Front, völlig ungedeckt. v. W. kommandierte weiter: „Schwärmen!“ Er monierte in diesem kritischen Moment immer wie auf dem Exerzierplatz: „Richtung, Abstand! Rechter Flügel kurz treten! Linker Flügel Richtung, Augen rechts.“ „Legt an, Feuer! Geladen.“ „Schnellfeuer!“ Die Salve krachte und dann nahm jeder den zunächst anstürmenden Gegner aufs Korn. Meine Gegner waren auf 10 m heran, ich mußte zur Büchse greifen. Der erste deckte sich mit einem großen weißen Holzschild. Wie er vom Berg herunter sprang, gebrauchte er noch zwei Sprünge um mich mit seinem langen Speer zu erreichen. Ich zielte mitten auf den Schild. Als der

Schuß fiel, brach der Mensch zusammen. Neben ihm lief ein anderer. Ehe ich neu geladen hatte, pfiß mir eine Kugel von hinten her dicht am Ohr vorbei, sie kam aus der Büchse des wackeren Ombascha Barutti Manjema, sie streckte den zweiten Gegner nieder, gleich darauf fielen noch einige. Die Askari hatten inzwischen mit Schnellfeuer jeder seinen

Wagaya-Krieger.

einzelnen Gegner beschossen und zwar so ruhig und sicher, daß in zwei Minuten 30 Tote auf dem Platze lagen. Der Feind stuchte und wendete sich zur Flucht. Ein fröhliches Hurra löste die Spannung, in der unsere Leute den gefährlichen Moment überstanden hatten. Unter dem Verfolgungsfeuer sprangen die Feinde den Berg hinan und verschwanden hinter den Felsklippen. Die Front unserer Truppe hatte eine Schwenkung

nach rechts ausgeführt, sodaß ich mit der kleinen Truppe, die neben mir focht, zur Seite schwenken mußte. Dabei warf ich einen Blick in den Talkessel, aus dem wir vor einer Viertelstunde heraufgestiegen waren und sah mit Staunen, daß aus den Feldern und dem Gebüsch überall hunderte von Bewaffneten heraustraten. Wir waren also rund umstellt und fanden uns einer Macht von 400 Speerkämpfern gegenüber. v. W. piffte das Schnellfeuer ab und sofort als die Schützenpfeife ertönte, stand das Feuer. Er ließ mit langsamem Schützenfeuer

Lager nach dem Gefecht.

gegen den neuen Gegner beginnen, um die Entfernung abzuschätzen, dann lebhafter feuern. Die Truppe hielt vorzügliche Feuerdisziplin. Die Träger hatten beim Beginn des Gefechts ihre Lasten hingeworfen und sich dicht bei der Front der Askari niedergelegt. Drei Askari, die zur Rückendeckung der Träger am Schluß der Karawane marschiert waren, bewahrten eine achtungswerte Ruhe. Als wir uns zurückwendeten, sahen wir die drei Leute 100 m von uns entfernt unter einem Baum stehen und kaltblütig ihre Gewehre laden und auf den auf 50 Schritt herangerückten Feind abschießen. Wir unterstützten sie mit einigen Salven, denen der Gegner noch immer standhielt. Erst nach

längerem Feuer ging er zögernd hinter einen Hügel in Deckung. Auf Befehl des Führers nahm ich mit 10 Askari die Verfolgung auf, indem ich dem Feinde den Weg abzuschneiden versuchte. Die Gegner zogen weit verstreut an den flachen Bergzügen ab und räumten das Land. Wir schlugen auf dem Gefechtsfeld das Lager auf. Die Toten, gegen 40, wurden zusammengetragen, es waren Wagaya und Massai. Fast alle hatten mehr als einen Schuß bekommen. Die Munition wurde nachgezählt, es waren etwa 300 Patronen verfeuert. Davon sind, wie wir später von den Leuten selbst erfuhren, 44 Gegner getroffen

Weiber befreundeter Stämme, mit Körben versehen, um aus dem eingenommenen Dorfe Korn zu holen.

(37 Tote). Da die meisten mehrfach, einige vierfach getroffen waren, so kann man annähernd 100 Treffer rechnen, das heißt bei einem unerwarteten Überfall, der mit einer Salve und sofortigem Schnellfeuer abgewiesen wurde, 30% Treffer: Für eine Truppe von Eingeborenen eine hervorragende Leistung.

In dem Gefecht gab es zwei kritische Momente. Als die Gegner auf 10 m heran waren, hätte die Truppe nur etwas die Ruhe zu verlieren und schlecht zu schießen brauchen, so wäre alles verloren gewesen; denn gegen Speerkämpfer ist man im Nahkampf mit dem Gewehr machtlos, die 3 m langen Speere mit der großen Klinge haben furcht-

Ja, vor
nicht das
Tont
Schwep

Alle deutschen Pedanten des Todes!

bare Wirkung. Die Gegner hatten es auf die Europäer in erster Linie abgesehen, weil sie wohl wußten, wenn einer von uns fiel, so wäre über die Eingeborenentruppe leicht eine Panik gekommen. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit des Exerzierplatzdrills, den der leider nun verstorbene v. Wulffen musterhaft ausführen ließ, um die Truppe so in der Hand zu haben; und der viel geschmähte Drill hat in diesem Fall seinen hohen Zweck erfüllt. Die Truppe versagte keinen Moment.

Als der eben zurückgeworfene Feind noch mit Schnellfeuer verfolgt wurde und schon im Rücken ein neuer Feind in sehr großer Überzahl anrückte, war ein zweiter kritischer Moment und wie hielt sich die Truppe! Nach dem Pfiff der Schützenpfeife fiel kein Schuß mehr und

Grabmal für gefallene Askari.

das Gefecht ging weiter wie eine Exerzierübung: „Standvisier, langsames Schützenfeuer! — Kleine Klappe!“ — Dann wieder ein Pfiff und auf Kommando eine Anzahl Salven. Als ob eine gute Maschine umgestellt würde, so funktionierte die Truppe in der Hand des Führers.

Wir blieben drei Tage an dem Platz. Am dritten Tage kam eine Gesandtschaft, die Elfenbein und Rinder brachte und um Frieden bat. Danach zogen wir einige Tage am Gori aufwärts und als unser Zweck hier erreicht war, erfüllten wir noch eine Pflicht der Pietät. Nahe der Stelle, wo unser Gefecht stattfand, hatte v. W. einige Monate vorher ein Gefecht, in welchem 5 Askari gefallen waren. Über dem Grabe der Gefallenen wurde eine Steinpyramide errichtet.

hümmen
dich bloß
nicht zu
wichtig
elender
Hohlkopf!

Ja Nordmar
schmeckt
deutsches
(44)

aha!
(es sollte durch
aus keine kriegerische
Expedition
werden...)

Mtuffi = Rinder.

Kapitel 10.

Eine Seereise nach Bufoba.

Hofnarr.

Im Gegensatz zu dem wohl reichen, aber der Kultur erst allmählich sich erschließenden, wilderen Ostufer, hat das gesegnete Westufer des Nyanza eine selbstgeschaffene Negerkultur von verhältnismäßig hoher Entwicklung. Es ist das Land der Zukunft, das nur der Erschließung harret, um alle Kolonisationsgegner zu bekehren.

Ich betrachtete es als ein Glück, daß mir im Januar 1899 Gelegenheit geboten wurde, eine Seereise am Westufer entlang auszuführen.

Gleich im Beginn der Fahrt hatten wir viel unter Gegenwind zu leiden. Der erste Tag brachte uns bis Rome, einer gut bevölkerten Insel, die an wertvollen Waldungen und vermutlich Kautschuk vielversprechende Vorzüge besitzt. Am zweiten Tag

kamen wir zur Mittagszeit vor der Insel Maiffome an. Das Schaukeln bei der Hitze und die langsame Ruderfahrt waren fast unerträglich. Nun zeigte sich flacher Strand aus festem Gestein und die Bootsleute fuhren immer sachte daran vorbei, indem sie behaupteten,

ihr Landungsplatz käme erst noch. Schließlich fuhren sie direkt auf hohe, im Wasser stehende Bäume los. Ich war verblüfft, als sie mit dem Boot direkt durch die Zweige brachen und wie sich die undurchsichtige Baumreihe als ein Schleier auswies, der vor einer ausgezeichnet geschützten, kleinen Landungsbucht lag und diese vor jeglichem Sturm und Wellenschlag schützte. Der Platz am Ufer war klein, feucht und von dichtem Gestrüpp fest eingeschlossen. Die Leute aber brachen durchs Gebüsch seitwärts hindurch und führten mich auf kaum sichtbaren Wildpfaden auf eine prächtige Waldwiese mit freiem, breitem Zugang zum Meer und einem breitästigen, dichtbelaubten Schattenbaum für das Lager. Als ich dann durch den Urwald ging oder vielmehr auf den Wildpfaden hinkroch und binnen kurzem eine Antilope streckte, da war ich ganz mit dem Lagerplatz ausgeföhnt.

Die Baharia (Bootsleute) hatten keine große Eile bei der Fahrt, mir aber lag daran, schnell nach Bukoba zu kommen. Infolgedessen trieb ich zur Eile und wir fuhren denn auch den ganzen vierten Reisetag durch, bis wir am Abend etwa um neun Uhr in Bumbide landeten. Die Baharia rieten mir im Boot zu schlafen, es sei günstiger Wind zu erwarten und sie wollten dann gleich in der Nacht weiter fahren, da mir daran gelegen sei, schnell vorwärts zu kommen. Der Rat wurde befolgt und mitten in der Nacht ging die Fahrt weiter. Am anderen Morgen stieg ein Gewitter auf und um zehn strichen wir, schon unter den ersten dicken Regentropfen, mit den ersten Stößen des Gewitterwindes um eine Felsenecke in eine Bucht, die sich aber nach hinten wieder öffnete, also keine Bucht, sondern ein Kanal war und die Insel Bumbide völlig durchschnitt. — Bei dem wechselnden Wasserstande des Sees werden oft Halbinseln zu Inseln wie Ukerewe durch den Rugezikanal, Inseln werden in kleinere Inseln geteilt und umgekehrt. In den letzten sechs Jahren ist der See wohl um $1\frac{1}{2}$ Meter gestiegen.

Wir legten an und gingen in ein Paar Hütten, die scheinbar nur als Rasthäuser dienten. Die Boys mußten am Feuer ihre Lebensläufe erzählen.

Die Mutter des Rochs ist vom Nyassasee bei den dort im Großen ausgeführten Sklavenräubereien weggeschleppt und nach Pangani verkauft worden. Hajos ist ein echter Daresfalaamit, Mischenzi vom reinsten Wasser, fühlt sich aber gekränkt, wenn man es ihm sagt und will Msuaheli sein. Hamiß stammt von Rufiji, hat als kleiner Junge

in Daressalaam Häuserfarbe mischen müssen, das sei aber schwere Arbeit gewesen und er sei mitgelaufen als v. Bennisen seine Expedition nach dem Kilimanjaro machte. Da ist Hamiß Bishimtoto (Küchenjunge) geworden und von der Zeit an Europäerdiener geblieben.

Nach einer Stunde verzog sich das Gewitter, die gutmütig dummen Einwohner, welche Stanley die Schreckenstage von Bumbide bereitet haben sollen, brachten einige Geschenke, welche ich nicht einmal erwiderte, weil wir schon abfließen. In schlanker Fahrt ging es auf Bukobalos, die Uferlandschaft sah von weitem nicht besonders reizvoll aus; oben horizontal abgeschnittene Bergwände, die nach dem See hin senkrecht abstürzen, das wiederholt sich fortwährend neben- und übereinander. Es sieht aus, als wären die Uferpartien bis tief ins Land hinein unterspült worden und hätten sich dann als Ganzes gesenkt. Nun sind es lauter Terrassen geworden, deren felsiger Absturz schier unersteigbar ist, aber oben auf dem Plateau der Terrasse sammeln sich Wasser an, die ganze Atmosphäre ist feucht und warm wie im Treibhaus und da wachsen die Bananen und Kaffeebäume. Man glaubt ins Phäakenland gekommen zu sein. Die Leute sind schön und begabt, friedliebend, freundlich, sie leben sorglos in ihren Bananenhainen, bauen sich aus Rohr und Gras schöne Häuser mit Bogengängen und zierlichen Säulenportalen, Lauben und Fensterbänken. Ihre Arbeit besteht fast nur darin, so viel reife Bananentrauben abzuschneiden, als gewünscht wird. Dann werden die Bananen gebraten, gebacken, gekocht, getrocknet, zu Mehl zerstampft und als Brot verbäcken, kurz alle erdenklichen Speisen werden daraus hergestellt, vor allem aber Banan Wein und der wird tagaus, tagein getrunken, so daß die ganze Bevölkerung, wie die Lotos essenden Phäaken, immer in einem leichten Rausch dahinlebt, lustig, leichtsinnig, unfriedfertig, ihren Königen unbedingt gehorsam und ergeben, ganz anders als die trostigen, eigensinnigen Waffukuma, die ihre Sultane alle Augenblick verflagen und verjagen, oder aus dem Lande gehen. Die Könige der Waheia sind fremden Stammes, vom Nil her eingewandert, sie sind klug, treten würdevoll als echte Herrscher auf, regieren ihr Land tatsächlich mit Milde und Strenge. Wenn sie auftreten, so gehen schöne und schön gekleidete Knaben voraus, die jeden Stein und Halm vom Wege auflesen, dann kommen zwei Knaben, welche die Zauberhörner vorauftragen, es sind Hörner von Wild oder Ziegen, die mit Arzneien und Zaubermitteln

gefüllt sind. Ist der Sultan in seinem Hause, so werden die Hörner an der Mittelsäule aufgehängt; geht er aus, so werden sie vorausgetragen. Neben dem Sultan geht sein erster Ratgeber, er flüstert dem Herrscher öfter etwas ins Ohr. Ein Mensch ist da, der bei jeder Äußerung der vornehmen Fremden, Europäer, Araber oder Sultane „Achsanti“ (Dank) sagen muß. Ein Spaßmacher führt wirklich komische Pantomimen oder Tänze auf, eine Kapelle von Trompetern, Hornbläsern und Pseifern tanzt und macht dabei ihre lärmende Musik. Die Sultane haben ihre Vertreter bei der Station, diese müssen über alles

Offiziersmesse in Bukoba.

genau berichten. Bringt ein Sultan den Europäern Geschenke, so erfahren es die andern und bringen auch etwas. Früher war es meist Elfenbein, jetzt die schönen Rinder mit dem riesenbreiten Gehörn. Kommt ein Europäer, so begrüßen ihn die Sultane, bringen ihm Geschenke und bieten ihm ihre Freundschaft an, sehr gern machen sie Blutsfreundschaft. Jeder Untertan der des Sultans ansichtig wird, geht heran, kniet nieder, klatscht in die Hände und spricht den Gruß der Ergebenheit. Der Gruß, welcher dem Fremden geboten wird, lautet etwa: „Herr, der Abend kommt, meine Hütte ist nah, tritt ein.“ Ganz wie die poetischen Worte der Jünger von Emmaus.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft stellten sich die nahe wohnenden Sultane Kislewuka und Waama ein, um mich zu begrüßen.

Rislewuka ließ mir ein schönes Mhorro überreichen, ein kleines Beil an einem etwa meterlangen Stock. Dieses Werkzeug trägt dort zu Lande jedermann. Es dient als Waffe und Spazierstock, es ist Baumart und Messer zugleich. Ein rechtes Universalinstrument. Man sieht neben dem Mhorro selten Speere und andere Waffen oder Hacken. Der ursprüngliche und hauptsächliche Zweck des Werkzeugs ist das Abschneiden der Bananentrauben. Es werden aber alle anderen landwirtschaftlichen und häuslichen Arbeiten damit verrichtet. Die Bananen erfordern ebenso einfache und geringe Pflege als die Kaffeebäume. Die Häuser werden von Schilfrohr gebaut und mit Stroh bekleidet; das ist alles leicht mit dem Mhorro zu bewältigen. Merkwürdig ist der Hausbau. Angefangen wird von der Spitze, indem das Schilfrohr wie zu einem spitzen Strohhut zusammengeflochten wird. An die Rohrenden werden nach unten zu immer neue Rohre angeflochten, diese in gleichmäßigen Abständen mit Bast der Quere nach verbunden; so wächst das Haus indem nach unten zu gebaut wird. Ist der Korb fertig geflochten, so wird über und über Grassiroh daran befestigt und das Ganze sieht aus wie ein Strohdieken. Aber auch schöne Häuser und wahre Paläste werden in derselben Bauart aufgeführt, wie oben erwähnt ist.

Die Viehzucht erstreckt sich, wie in ganz Afrika, in erster Linie auf Rinder. Die Rinder sind der Stolz und die Freude jedes reichen Negerz. Arme haben nur Ziegen. In Bukoba gibt es eine Rinderart mit prachtvollem, riesigen Gehörn. Leider hat sich diese Rasse nicht nach anderen Gebieten verpflanzen lassen, sie sterben dahin wie ihre Herren, die Waheia, wenn sie aus ihrem schönen Lande herausgerissen werden. Der Ackerbau hat eine große Zukunft am Westufer des Sees. Die Station Bukoba gibt einfach Weizen, Kartoffeln, Baumsamen zc. an die Sultane aus, dann wird alles im Lande angebaut, und was das beste ist, gedeiht prächtig. Wünschen die Europäer Kartoffeln, so schicken sie zu einem der Katifiro, daß er welche heranschafft. Ebenso wird das Stationsvieh zur Pflege ausgegeben. Den Waheia wächst alles zu, auch die Kleidung. Diese besteht aus Rindenstoff. Ein Stück Palmenrinde oder Bananenbast wird auf einem Brett mit einem großen, geriffelten Hammer geklopft. Dadurch entsteht aus einem Rindenstück von einem halben Quadratmeter ein Stück schöner, weicher, brauner Stoff von anderthalb bis zwei Quadratmeter. Die Korbflechterei wird mit großem Geschick ausgeführt, von den groben, weitmaschigen Fisch-

förben, bis zu den reizenden, schwarz und weiß gemusterten, wasserdichten Bechern, nebst zierlichen Deckeln. Als ich gelandet war, kamen mir die Europäer der Station entgegen und führten mich bei sich ein. Wir verlebten angenehme Tage mit einander, verarzten die Eingeborenen, photographierten, machten abends einige kleine Spaziergänge, badeten im See. Ich suchte einmal den Urwald oberhalb des Landungsplatzes ab, wo sich wunderbare Motive fanden, durchwanderte die Bananenhaine, in deren Schatten die friedlich stillen Hütten stehen, bestieg die nächsten Höhen, wo sich zwischen Felsgruppen herrliche Fernblicke auf den See öffneten und eines Tages fuhr ich auch zur Toteninsel hinüber. Das ist grandios. Man denke sich Felswände, die von dem See aus völlig senkrecht aufsteigen und in Schluchten von oben bis unten geborsten sind. Oben steht dichter grüner Urwald. Unten brandet und schäumt das Meer, der Wind heult in den Klüften; Möven, Taucher, Milane, Papageien fliegen und flattern um jeden kleinen Vorsprung. Aber fast schwindlig wird man, wenn die Vogelwelt, deren Zahl jeder Beschreibung spottet, durch einen Schuß aufgeschreckt, die Luft in dichten Scharen erfüllt, die Sonne verdunkelt, mit fürchterlichem Gefrächz und Flügelknattern das Brausen des Meeres übertönt. — Nur wenige schmale Stellen geben Raum zum Landen. Fischer haben sich dort kleine Schattenhütten errichtet und ihre Reusen aufgestellt.

Dem offenen See zugewendet, wo die Brandung am stärksten ist, die Felsen am schroffsten aus dem Meer aufsteigen und die Vogelscharen am dichtesten an die kahlen Felsen geklammert sitzen, da ist die Wohnung der Toten. Ein schmaler, kleiner Raum genügt ja für die stillen Bewohner. Zwei Höhlen, die Eingänge von dunklem Gebüsch überrannt, sind angefüllt von den mattenummwickelten Leichen. Aus den Umhüllungen sehen die Knochenhände hier und da heraus, Schädel treiben sich am Boden umher. Wenn Böcklin diese Toteninsel sähe! Er würde zufrieden sein. Denn ein solcher See mit solchem Wasser, solchen Wogen, solcher Brandung, diese Felsen und dieser Urwald als großer Rahmen über der Einöde, dazu der Himmel und dann eine Sternennacht und Mondschein — er würde vielleicht das Malen vergessen.

Bukoba hat noch mehr des Sehenswerten und Merkwürdigen aufzuweisen. Auch auf dem Festlande sind Berghöhlen, die in den wunderbarsten, abwechslungsreichsten Bildern auf Schritt und Tritt das Auge fesseln. In der Nähe weisen sich daher die Bergwände, welche von

ferne so gleichmäßig ausfahen, als vielfach in Schluchten gegliederte, mit herrlichem Urwald bestandene Bergpartien aus. Es wurde erzählt, daß die Einwohner ganz geheime Höhlen kannten, wohin sie sich in Kriegszeiten geflüchtet haben. Es sollen dort hunderte von Menschen umgekommen sein, als der Gegner die Höhlen mit Feuer ausgeräucherte. Ich beschloß, diese Höhlen aufzusuchen. Daß sie geheimnisvoll waren, kann ich bestätigen. Sie können nur von Eingeweihten aufgefunden werden. Wir gingen über eine Wiese und wenn mich nicht die ortskundigen Eingeborenen im rechten Augenblick aufgehalten hätten, so

Totenhöhle.

wäre ich in einen 10 m tiefen Schacht hinuntergestürzt. Er war auf einen Schritt Entfernung noch unsichtbar, einige Sträucher und Büsche standen umher, das hohe Gras wuchs bis an den Rand des Abgrunds.

Mitten in einer flachen Wiese eine tiefe Höhle.

Die Waheia hatten unterwegs mit ihren Mhorro einige lange, schlanke Bäume abgehackt und banden nun mit Bast eine Reihe Zweige quer daran fest. In wenigen Minuten hatten sie eine Leiter hergestellt, sie reichte jedoch nicht bis auf den Grund des Schachtes. Mit einem starken Tau, das wir mitgebracht hatten, ließen wir uns hinab und

nun öffnete sich die eigentliche unterirdische Höhle erst. Niedrige Gänge, in denen man nur liegend sich weiter schlängeln konnte, führten in weite geräumige Hallen, einige hölzerne Pfosten und Feuerreste bewiesen, daß die Höhlen tatsächlich zeitweise von Menschen bewohnt worden sind. Weithin dehnte sich die Höhle und öffnete sich an einigen Stellen durch schmale Spalten wieder nach oben, sodaß Licht und Luft eindringen konnten. Die Räume waren insolgedessen trocken und in keiner Weise ungesund, da die Luft freien Zutritt hatte; auch floß an einer Stelle ein kleines Wässerchen, sodaß an Trinkwasser kein Mangel war. Wir haben bei weitem nicht die ganze Höhle untersucht. Nach den Seiten hin setzte sie sich in Gängen fort und auch bis ans Ende sind wir nicht vorgedrungen, da wir schon Zeit genug gebraucht hatten. Spät am Abend kamen wir wieder in der Station an.

* * *

Am nächsten Tage mußte ich die Rückreise nach Muanza antreten. Das war eine beschwerliche Fahrt. Windstille wechselte ab mit Gegenwind, es war nicht von der Stelle zu kommen. Am vierten Reisetage, als wir bei regungsloser Windstille keine von den umliegenden Inseln erreichen konnten, faßte uns plötzlich auf hoher See ein Sturm und schleuderte uns die ganze Nacht umher; er riß die Takelage entzwei, daß die Raaen krachend aufs Berdeck stürzten. Das Schiff schwankte und tanzte auf und ab. Noch hatte ich im längen Stuhl auf Deck gegessen, aber als sich das Segelboot bei einer neuen Böe so auf die Seite legte, daß ich mich lang hinwerfen und an der niederen Bordwand festklammern mußte, um nicht hinauszusliegen, da zog ich es vor in den Schiffsraum hinunterzusteigen. Das Schiff trieb die ganze Nacht und war am Morgen noch an derselben Stelle wie am Abend zuvor.

Die Rückfahrt dauerte elf Tage. In Muanza war inzwischen auf anderem Wege die Nachricht eingetroffen, daß ich noch früher von Bukoba abgereist sei, als dies tatsächlich der Fall war und man hielt mich für verschollen. Ein Unteroffizier wurde mit dem Stationssegelboot ausgesandt, mich im Emin Pascha-Golf zu suchen. Denn die nie rastende Jama hatte die Gerüchte über mein Verschwinden so bis ins kleinste vervollständigt, daß man erzählte: Bei dem großen Sturm sei ich in den genannten Golf verschlagen und dort sei das Boot auf eine Klippe geraten und stark leck geworden.

Als ich endlich auf der Insel Rome landete, lag dort das Segelboot der Station, und der Unteroffizier machte mir die obigen Mittheilungen, von denen zwar nichts wahr gewesen ist, die aber nur zu viel Wahrscheinlichkeit für sich hatten. Wir kamen glücklich in Muanza an und wurden dort freudig begrüßt.

Hausbau in Rufoba.

12/783

Ch 58

U

Diedr. Heidorn
Buchbinder bba.
Bremen, Lessingstr. 58.

34

c

2429

Eh

58